

# Geschichte der Pharmazie

DAZ

BEILAGE

1

ISSN 0939 - 334X

Deutscher Apotheker Verlag Stuttgart

Redaktion

Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke

## Die Ehefrau als schöne, gebildete Dienstleisterin und ihre Selbstverwirklichung in der Ehe

**Martha Hoyer, die Frau des Apothekers Johann Bartholomäus Trommsdorffs, im Spiegel ihrer Brautbriefe**

Von Hartmut Bettin, Greifswald

Die Rolle der Frau als Ehefrau verlangte im 18. und 19. Jahrhundert bestimmte Eigenschaften. Die ideale Ehefrau war nicht nur schön, verfügte über hohe Tugenden und war eine gute Mutter sondern hatte auch das richtige Maß an Bildung, um für ihren Ehemann eine interessante Gesprächspartnerin zu sein. Einen Einblick in dieses Frauenbild bieten die Brautbriefe Martha Hoyers an ihren zukünftigen Gatten Johann Bartholomäus Trommsdorff.

Überblickt man die Vielzahl der Arbeiten zu Leben und Werk des großen Pharmazeuten Johann Bartholomäus Trommsdorff<sup>1</sup>, so fällt auf, daß die Person, die in seinem Leben sicher die wichtigste war, stets nur eine marginale Würdigung erfuhr. Die Rede ist von Trommsdorffs Ehefrau Martha Elisabeth Johanna Hoyer (2.2.1776–21.6.1836), von der er kurz nach ihrem Tode sagte:

„Nun weine ich an ihrem Grabe!– und sehne mich unendlich nach ihr. Sie war eine der edelsten ihres Geschlechtes. Unendlicher Schmerz erfüllt noch mein Herz. Wie freue ich mich auf den Augenblick wieder mit ihr vereint zu werden... welch einen Schatz habe ich verloren! – Verloren? – Nein der Engel ist in seine Wohnung

## Editorial

### Institutionalisierte Pharmaziegeschichte?

Prof. François Ledermann, dem kürzlich mit der Hermann-Schelenz-Plakette ausgezeichneten Vizepräsidenten der IGGP, muß eine großartige Leistung für die Schweizer und Internationale Pharmaziegeschichte bescheinigt werden. Er führte nicht nur als Präsident die Schweizer Gesellschaft zu einer beachtlichen Stärke zufriedener und engagierter Mitglieder, sondern integrierte seine Doktoranden und spornte sie erfolgreich zur Mitarbeit in der SGGP an. Aber sowohl für die Schweiz – die Pharmazie und mit ihr die Pharmaziegeschichte in Bern wurde 1997 geschlossen – als auch für Deutschland muß einmal mehr darauf hingewiesen werden, daß die Pharmaziegeschichte als Fach an den Universitäten nur unzureichend verankert ist. Während die Präsenz der Medizingeschichte an medizinischen Fakultäten einer Selbstverständlichkeit gleichkommt, muß die Pharmaziegeschichte um jede

der wenigen an deutschen Universitäten vorhandenen Stellen kämpfen, obwohl sie ihre interdisziplinäre Funktion innerhalb des naturwissenschaftlichen Fächerkanons immer wieder unter Beweis gestellt hat. Pharmaziegeschichte meint nämlich nicht allein Geschichte der Apothekerei, sondern im erweiterten Sinne die Geschichte der Pharmazeutischen Wissenschaften, wie dies auch treffend im Titel der von der Approbationsordnung vorgeschriebenen Vorlesung „Geschichte der Naturwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung der Pharmazie“ zum Ausdruck kommt. Die Themen einer so verstandenen Pharmaziegeschichte können bei „reinen“ Botanikern, Chemikern und Pharmakologen ebenso Interesse beanspruchen wie auch bei „zünftigen“ Historikern. Insofern macht es Sinn, daß in Zukunft die „Apotheker- und ...“-Themen der nationalen Kongresse der DGGP einem sachlich breiter gefächerten Spek-

trum weichen sollen. Ohne hinreichende Institutionalisierung der Pharmaziegeschichte ist die Ausbildung professionellen akademischen Nachwuchses, also habilitierter Pharmaziehistoriker, nicht möglich. Ohne ein solches Potential wiederum kann das gegenwärtige Angebot der Doktorandenbetreuung nicht aufrechterhalten werden; damit aber würde dem Fach das akademische Totenglockchen läuten, das in Österreich (wo die Pharmaziegeschichte kaum noch wahrnehmbar ist) längst geläutet hat. Das jüngst in Heidelberg gegründete, privat finanzierte Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und Kulturgeschichte e. V. wie die in Braunschweig, Greifswald und Marburg schon länger bestehenden universitären Einrichtungen arbeiten jedenfalls dafür, daß aus dem Fragezeichen in der Überschrift dieses Editorials eines Tages ein Ausrufezeichen wird.

Frank Leimkugel



zurückgekehrt, und wird auch mir einst mit der Palme entgegen kommen. Ach! Köstlich trostvolle Aussicht wenn wir uns jenseit[s] wieder finden. Süßer trostvoller Gedanke.“<sup>2</sup>

Trommsdorff folgte ihr nur acht Monate später.

## Von der Zweckehe zur Liebesheirat

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert bahnte sich auch im zwischenmenschlichen Bereich eine Wende an: die Abkehr von der Zweckverheiratung hin zur Liebesheirat. In die 60iger Jahre des 18. Jahrhunderts hineingeborene Frauen wurden oftmals noch in traditioneller Weise sehr jung von ihren Eltern mit einem gut situierten viel älteren Mann verheiratet. Annette C. Anton weiß hierfür zahlreiche Beispiele „schreibender Frauen“ zu nennen. Dorothea Mendelsohn (Veit-Schlegel) wurde 15jährig mit dem Bankier Simon Veit, Caroline Michaelis (Schlegel-Schilling) 21jährig mit dem Arzt Johann Böhmer und Susette Borkenstein (Gontard) 17jährig mit dem Bankier Jakob Friedrich Gontard verheiratet.<sup>3</sup> Auch das Leben der 1822 geborenen Anna Louisa Karsch, von der im folgenden noch die Rede sein wird, nahm mit einer frühen Zweckverbindung als 15jährige zunächst einen Weg, der noch ganz in diesem Sinne verlief.<sup>4</sup> Florence Nightingale, die diesem üblichen Schicksal des Mädchens aus gutem Hause entflohen war, kennzeichnete rückblickend diese Situation mit scharfen Worten:

„Es ist die härteste Sklaverei, entweder auf gut Glück einen Mann zu nehmen, den man kaum kennt, oder zu Hause dahinzuvegetieren, von ‚ennui‘ verzehrt wie von einem Krebsgeschwür. Wir tun alles, um unsere Frauen auf ein leeres, oberflächliches Leben vorzubereiten; wir unterrichten sie in Musik und Zeichnen, in Sprachen und Mildtätigkeit [...] und hoffen, daß sie, wenn sie nicht heiraten, sich wenigstens still verhalten.“<sup>5</sup>

Zehn bis zwanzig Jahre später hatten sich die Verhältnisse offenbar bereits grundlegend gewandelt. Frauen, die wie Karoline von Günderode, Bettina Brentano oder Rahel Varnhagen v. Ense in den 70iger und 80iger Jahren des 18. Jahrhunderts geboren wurden, bestimmten den Zeitpunkt ihrer Ehe-

schließung, den Ehepartner oder gar den Verzicht auf eine Heirat selbst. Im Sog der sich zunehmend bahnbrechenden Idee der Liebesheirat lösten sich auch die in Zweckehen gebundenen Frauen zunehmend aus ihren Fesseln, und Ehescheidungen waren um 1800 keine Seltenheit mehr.<sup>6</sup> Gegen Ende des 18. Jahrhunderts formte sich ein neues Bild der Liebe. In der Nach-  
Werther-Zeit erhielt die große Liebe, die den Menschen erst zum Menschen macht, im Kosmos bürgerlicher Tugenden eine wichtige Funktion; sie bewahrte vor der Einseitigkeit der intellektuellen und ökonomischen Tugenden.<sup>7</sup>

## Der Beginn einer Liebesgeschichte

In die Zeit „zunehmender Liebesheiraten“ fiel auch die Bekanntschaft der 18jährigen Pfarrerstochter Martha Hoyer aus Wandersleben mit dem Erfurter Apotheker J. B. Trommsdorff, einem bereits anerkannten Wissenschaftler. In den überlieferten Braut- oder Liebesbriefen Martha Hoyers aus den Jahren 1795 bis 1797 dokumentiert sich eine leidenschaftliche Liebesbeziehung. Von Seiten Marthas war das Verhältnis zu dem sechs Jahre älteren, hochgebildeten und lebenserfahrenen Trommsdorff in starkem Maße auch von Verehrung und Bewunderung geprägt, wenn sie schrieb: „Aufrichtige Liebe verbindet mich mit meinen Tromsdorf und wahre Ehrfurcht ist es, welche ich gegen ihnen hege.“<sup>8</sup>

Trommsdorff hatte die Bekanntschaft von Martha Hoyer im Jahre 1794 bei einem Ausflug mit seinem Freund, Marthas Bruder Johann Heinrich Hoyer, nach Wandersleben gemacht. Es scheint Liebe auf den ersten Blick gewesen zu sein, denn Trommsdorff schrieb rückblickend über die erste Begegnung:

„Unsere Herzen fanden sich – und schlugen einander entgegen.“<sup>9</sup>

In der Biographie Mensings zu Trommsdorff aus dem Jahre 1839 wurde die 18jährige Martha beschrieben als „schönes, in frischer Blüthe stehendes Landmädchen. Ernsten Sinnes und doch voll Heiterkeit, stand sie besonnen der ganzen Haus- und Landwirthschaft vor ... und war nebenbei eine sorgfältige und liebe Erzieherin

ihrer jungen Stiefschwestern.“<sup>10</sup> Diese Darstellung verklärt allerdings die Verhältnisse im Hause Hoyer, denn Martha wurde zu härtester Arbeit herangezogen und hatte kaum private Freiräume. Die häusliche Umgebung wurde in den Briefen ihrer Bruders in einer Weise geschildert, daß ihr die Aussicht auf eine Ehe mit Trommsdorff beinahe wie eine Befreiung erschienen sein muß. In „ungeheuchelter Wahrheit“ wurden die wichtigsten Personen im Haus von ihrem Bruder Johann Heinrich Hoyer wie folgt charakterisiert:

„Unser Vater hat das wärmste Vaterherz für seine Kinder, und er hat stets gezeigt, daß ihr Wohl ihm am Herzen liege; allein er ist nicht stark genug, jeden Verdruß willig auf sich zu nehmen, um den Trieben seines Herzens zu folgen; er giebt nach, thut alles, um nur Ruhe und Frieden zu haben; wenn auch sein Herz diesem laut widerspräche, so schweigt doch der Mund. Er handelt nicht selbst, er wird durch seine Frau, unsere Mutter, dazubestimmt. Die Mutter hat an und für sich kein ganz böses und verderbtes Herz, aber ihr Hang zum Geitz, von Jugend auf eingepprägter Neid gegen alle Menschen verweisen das Gute und bewirken nachtheilige Folgen auf die Kinder erster Ehe; da sie vorzüglich bei unsern Vater durch Vorstellungen und sollten diese nicht fruchten, durch Heulen alles bewirken kann. Doch das Bild der dritten Person zu entwerfen ist schwer, das Bild der Mutter Schwester die jetzt leider im Hause wohnt. In einen Körper voll galligter Säfte wohnt eine schwarze Seele. Sie ist der Geitz und die Mißgunst selbst. Sie kennt kein anderes Vergnügen, als den ganzen Tag mit den Anwesenden zu zanken; jemanden Verdruß zu erwecken, ist für sie Wollust.“<sup>11</sup>

Die Herkunft Martha Hoyers, der Tochter des Wanderslebener Pfarrers Daniel Friedrich Hoyer, aus dem ländlichen Milieu gab dieser Beziehung ein besonderes Gepräge, das einerseits repräsentativ für bürgerliche Verbindungen jener Zeit war, andererseits aber auch Eigenheiten aufwies. Die emotionale Bandbreite einer Liebesbeziehung mit Sorgen, Ängsten, Hoffnungen, Erwartungen, Enttäuschungen und anderen seelischen Befindlichkeiten offenbart sich in den Brautbriefen der Martha Hoyer. So ist oft (21mal)



vom „sich Sehnen“ oder von Sehnsucht die Rede, Hoffnungen und Wünsche werden überaus häufig (50mal) angesprochen. Ebenso füllen Nachrichten über Krankheit, Leid und Schmerz (21mal) die Briefe und auch Gefühle wie Glück, Freude oder „Müßvergügen“ nehmen breiten Raum ein. Selbst kleine Eifersüchteleien wurden hier ausgetragen, so schrieb Martha an Trommsdorff:

„Du schreibst mir in Deinen letzten Briefe, vielerley von der Fr. von Wägmarmar, wovon ich gar nichts weiß, denn ich habe sie noch nicht gesprochen, ja Du glaubst gar, daß ich eifersüchtig sey, denn Du schreibst mir, daß Du wegen fernern Ungelegenheiten, kein Mädgen wieder küssen woltest, nein, das fällt mir Warlich nicht ein; den[n] ich bin von Deiner Liebe gegen mich so fest überzeugt, daß ich es auch gar nicht nöthig habe, eifersüchtig zu sein, vermuthlich hat Dir mein Bruder etwas geschrieben, wo ich ganz unschuldig bin“<sup>12</sup>; oder in einem späteren Brief: „Deine Entschuldigung wegen den Betragen gegen die Fräulein [?] ist nicht nöthig, da ich schon zu sehr von Deiner Liebe überzeugt bin, schon so viele Beweise Deiner Liebe habe, so wäre ich sehr undanckbar, wenn ich nur das geringste Misstrauen gegen Dich hegen wolte...“<sup>13</sup>

## Moralische Prüfung und Bildung der Braut im Briefwechsel

Der Bruder Martha Hoyers, Johann Heinrich, bemerkte zwar:

„Marthgen ist es nicht möglich, so oft als sie wünschte zu schreiben, weil sie das Hauß selten verlassen darf, um bei mir an Sie zu schreiben und zu Hause [ist] es unmöglich. Doch wird es so oft als möglich geschehen.“<sup>14</sup>

Trotz aller Hemmnisse sandte Martha in ihrer fast dreijährigen Brautzeit jedoch wenigstens 39 Briefe an den geliebten Bräutigam sowie einen Brief an dessen Mutter, wobei die Gegenbriefe Trommsdorffs leider nicht erhalten sind. Diese 40 Briefe Martha Hoyers bieten, trotz ihrer relativen Kürze und ihres ungelungenen Stils eine interessante Vergleichsmöglichkeit zur Korrespondenz anderer „schreibender Frauen“. Auffälligerweise lassen sich darin zahlreiche inhaltliche Muster erkennen, die auch allgemein

für „Brautbriefe“ bzw. Briefe von liebenden Frauen in jener Zeit kennzeichnend sind. So gestatten bereits die ersten Briefe Martha Hoyers mittelbar einen Blick auf typische voreheleiche männliche Verhaltensformen, da in ihnen Trommsdorffs Absicht einer „moralischen Prüfung der Braut“ und sein Bestreben nach „Bildung der Braut“ deutlich werden.

Die Prüfung der sittlich-moralischen Konformität der Partnerin erfolgte hier in zwei Schritten. Zunächst wurden von Trommsdorff offensichtlich eigene moralische Prinzipien angesprochen, denn Martha schrieb: „Wie sehr rührte[n] mich Deine guten Gesinnungen, von denen ich schon überzeugt war, ich empfand eben das Vergnügen, das Du empfunden hast. Wie viel Gutes werden Dir die Leute gewünscht haben, und noch werden sie Dich täglich mit in ihr Gebet einschließen. O glaube, daß ich auch gerne ein Vergnügen entbähre, wenn ich Armen damit helfen kann, wie wehe thut mirs oft, wenn ich so lieblos gegen Arme urtheilen höre, wenn ich Nothleidende sehe, und ich kann ihn[en] nicht helfen.“<sup>15</sup>

Schließlich versuchte sich Trommsdorff anhand einer erbetenen moralischen Bewertung bestimmter Handlungsweisen von Personen in einer authentischen oder fiktiven Begebenheit ein Bild von der Geisteshaltung seiner zukünftigen Frau zu verschaffen:

„Nun kommt die Antwort auf Deine Frage. Ich halte ohne Bedencken, den Trieb nach Recht vor den edelsten, aber nicht, daß man in allen Dingen sein Recht behaupten und niemals unrecht haben will, nein, sondern daß man sich immer bemüht, recht zu handeln, wenn man auch seinen eigenen Schaden dabey einsieht. So handelte der Minister, er folgte den Triebe der Gerechtigkeit, ob er gleich seinen Untergang vor Augen sah, aber freylich war dieses seine Pflicht, er durfte nicht anders, wenn er als ein rechtschaff[fe]ner Mann handeln wolte. Es würden freylich Menschen geben, die den Triebe der zeitlichen Glückseligkeit folgten, und lieber einmal unrecht thäten, ehe sie sich ins Unglück stürzten. Dieses ist mein Urtheil über Deine Frage.“<sup>16</sup>

Diese Beurteilung Martha Hoyers kann exemplarisch für die bürgerliche Denkweise jener Zeit stehen, denn die hier angesprochene Rechtschaffenheit bis in den Tod galt als eine bürgerliche Grundtugend, die Begriffe wie Ehrlichkeit, Redlichkeit, Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit, aber auch Offenheit und Direktheit umfaßte. Der Begriff der Rechtschaffenheit begegnet uns auch von anderer Seite. Johann Heinrich Hoyer faßte in einem Brief an Trommsdorff Marthas moralische Ansprüche an den zukünftigen Gatten ebenfalls unter dem Begriff der Rechtschaffenheit zusammen, indem er schrieb:



Abb. 1: Johann Bartholomäus Trommsdorff und Martha Elisabetha Johanna Trommsdorff, geborene Hoyer. Unsignierte Gemälde des Paares in jüngeren Jahren. Die Originale befinden sich im Besitz von Dr. Ernst Trommsdorff, Darmstadt.



„Ich fand aber hiebei meine Schwester ganz ungelehrig und bemerkte an ihr eine unerschütterte Liebe und ein zweifelloses Vertrauen auf Ihre Gegenliebe und Rechtschaffenheit.“<sup>17</sup>

Und abermals war von Rechtschaffenheit die Rede, als sich Martha der Mutter Trommsdorffs in einem Brief empfahl:

„Da ich das Glück habe, in Ihren Herrn Sohn dem Herrn Professor Tromsdorf, den künftigen Begleiter meines Lebens zu finden, so halte [ich] es vor kindliche Pflicht mich Ihnen zur beständigen Gewogenheit zu empfehlen, und in voraus um Ihre mütterliche Liebe zu bitten, deren ich mich durch ewige Rechtschaffenheit würdig zu machen suchen werde.“<sup>18</sup>

Maurer bezeichnet die Rechtschaffenheit als integrative Basiskategorie des Bürgertums.<sup>19</sup>

Martha Hoyer scheint die elementare Gesinnungsprüfung seitens Trommsdorffs glänzend bestanden zu haben, da in der Folge keine dahingehenden Äußerungen mehr auftauchen. Während die grundlegenden moralischen Kriterien offenbar erfüllt waren, wurde die „Bildung der Braut“ beständig fortgesetzt. Boten anfangs Bücher natürlich auch einen willkommenen Anlaß zur Kontaktaufnahme, so dienten sie doch hauptsächlich dazu, den Bildungsstand der Braut zu erhöhen, um sie zur gebildeten Gesprächspartnerin werden zu lassen. Auf welche Bereiche sich Trommsdorffs Bildungsversuche im einzelnen konzentrierten, ist indes nur undeutlich nachzuzeichnen. Immer wieder war in Marthas Briefen von geliehenen Büchern die Rede. Bereits im ersten Brief schrieb sie:

„Ich schicke Dir auch Dein Stammbuch. Du wirst es doch nicht übel nehmen, daß ichs so lange behalten habe, aber es war mir so lieb, daß ichs gar nicht wieder aus meinen Händen geben mochte. Das Elementar Buch habe ich auch durch gelesen, es hat mir recht wohlgefallen, es ist recht viel Gutes darinnen enthalten. Darf ich Dich wohl um ein anderes bitten, aber freylich muß es eins seyn, das Du nicht zur bestimmten Zeit wieder haben mußst, weil ich nicht lesen kan, wenn ich will. Die Geschichtgen aus der Schreibtäfel habe ich noch nicht lesen können, wen[n] ich Dir wieder schrei-

be, dann will ich dir sagen, wie sie mir gefallen haben.“<sup>20</sup>

Über die von Martha Hoyer verwendeten Bücher lassen sich leider kaum inhaltliche Aussagen treffen. Ein Buch allerdings scheint von ganz besonderem Interesse für Martha gewesen zu sein:

„Die Schreibtäfel gefällt mir sehr wohl, sie ist ganz nach meinem Geschmack, ich habe sie schon einige mal durch gelesen, und werde sie noch mehr lesen.“<sup>21</sup>

Offensichtlich gab es immer wieder Nachfragen nach dem Gebrauch der Bücher („Ich danke Dir recht sehr vor das Buch, ich will es gewiß benutzen“<sup>22</sup>), deren Inhalt sowie dessen Rezeption. Gleichzeitig wird das Bestreben deutlich, bei der Auswahl der Literatur auch auf Fragen der Wirtschaftsführung hinzulenken. Sie schrieb:

„Von den geschichten in der Schreibtäfel, hat mir das Veilgen vorzüglich gefallen, aber sehr nützlich ist auch das erste über die Eintheilung der wirtschaftlichen Ausgaben.“<sup>23</sup>

Obwohl sie einen arbeitsreichen Alltag zu bewältigen hatte („Zum lesen habe ich jetzo wenig zeit übrig, und habe ich ja manchmal eine Stunde, so habe ich das kleine Büchelgen, kriech [!] ich aber wieder mehr freie Stunden, dann bitte ich mir wieder etwas von Dir aus.“<sup>24</sup>), war es ihr offenbar selbst zum Bedürfnis geworden, sich auf diese Weise zu bilden:

„Dürfte ich dich wohl um ein Buch bitten, ich habe jetzo zuweilen eine Stunde, wo ich lesen kan.“<sup>25</sup>

Derartige Belehrungsversuche finden sich in vielen Briefwechseln des 18. Jahrhunderts. Herder belehrte Caroline Flachsland<sup>26</sup> und Goethe übte die „Belehrung der Braut“ an seiner Schwester. Auch er gab Lektüreempfehlungen.<sup>27</sup> Zu Fragen der moralischen, ästhetischen, theologischen, philosophischen, erzieherischen, lebenskundlichen, wirtschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Bildung der Frauen existieren zahlreiche belehrende Schriften, die nicht selten auch in Briefform<sup>28</sup> verfaßt worden waren.

## Der Bildungsstand

Die Briefe Martha Hoyers weisen in Stil und Inhalt auf einen für Land-

mädchen repräsentativen Bildungsstand hin. Die Theorien zur Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland wurden nachhaltig durch die Ansichten des Philosophen der Aufklärung Jean Jacques Rousseau (1712–1778) beeinflusst. Er postulierte eine natürliche Verschiedenartigkeit der Geschlechter und die Notwendigkeit eines darauf abgestimmten Erziehungskonzepts. Er forderte insbesondere die Erziehung der Mädchen in ihrer vertrauten Umgebung.<sup>29</sup> Wahrscheinlich erhielt auch Martha Hoyer ihre Bildung in dieser „vertrauten Umgebung“. Zwar ist zu ihrer Schulbildung nichts überliefert, aber es kann vermutet werden, daß ihr diese in ähnlicher Weise und in ähnlichem Umfang wie bei der Schriftstellerin Therese Huber (1764–1829)<sup>30</sup>, die zwar einiges an Bildung von ihrem Vater erhielt, aber überwiegend Autodidaktin war<sup>31</sup>, oder der Dichterin Anna Louisa Karsch (geb. Dürbach 1722–1791) zuteil wurde. Letztere, ebenfalls auf dem Land geboren und aufgewachsen, lernte bei ihrem Großonkel von ihrem sechsten bis zu ihrem elften Lebensjahr Lesen, Schreiben, Rechnen und ein wenig Latein.<sup>32</sup>

Auch im weiteren Lebensweg der Karsch zeigten sich auffällige Parallelen zu Martha Hoyer. Beide mußten den frühen Verlust eines Elternteils verkraften und sehr früh Aufgaben in der Haus- und Landwirtschaft übernehmen. Während Anna Louisa Karsch schon als Zehnjährige ihre beiden Halbbrüder zu beaufsichtigen und Rinder zu hüten hatte, wird von Martha Hoyer berichtet, daß sie „besonnen der Haus- und Landwirthschaft“ vorstand und „... nebenbei eine sorgfältige und liebe Erzieherin ihrer jungen Stiefschwestern...“<sup>33</sup> war. Selbst Therese Huber, die als Tochter eines Göttinger Universitätsprofessors in gesicherten stadtbürgerlichen Verhältnissen aufwuchs, hatte ihre jüngeren Geschwister zu pflegen.<sup>34</sup>

An eine weiterreichende Schulbildung war zu Zeiten der Huber, der Karsch und Martha Hoyers kaum zu denken, denn ein allgemeines staatliches Interesse an Mädchenschulen, das über die Volksschule hinausführte, gab es im 18. wie im frühen 19. Jahrhundert noch kaum, trotz der Erklärung des preußischen Landrechts von 1794, daß Schulen und Univer-



sitäten Angelegenheiten des Staates seien.<sup>35</sup> Daher kann nur bedingt von einem Aufschwung der Frauenbildung<sup>36</sup> gegen Ende des 18. Jahrhunderts gesprochen werden. Ein höheres Mädchenschulwesen findet sich erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts.<sup>37</sup>

Verschiedenes in der Sprache des poetischen Naturtalents Anna Louisa Karsch erinnert trotz aller Unterschiede in der Lebenserfahrung (zitierter Briefe der Karsch wurden im Alter von 47 bis 58 Jahren geschrieben) und im Bildungsstand an die der Martha Hoyer. So schrieb die Dichterin Karsch z. B.:

„Wie unbeschreiblich war mein Glück, Als du zum erstenmahl mir blicktest!“<sup>38</sup> oder: „jede Krankheit ist ein Übel, jede verbittert daß Leben, bleiben Sie befreiet auch von der allergeringsten, dieses bittet Ihnen von den Himmeln Ihre...“<sup>39</sup> sowie: „...ich verkündigte mit einer mehr als dichterischen Kühnheit Ihrem Enkel, beschrieb seine Gestalt und meldete mich an bey Seine Wiege zu kommen...“<sup>40</sup>

Zum Vergleich seien einige auffällige Passagen aus den Brautbriefen Martha Hoyers angeführt:

„...besonders mein Vater, wenn ich allein bey ihn bin, spricht er immer von Dir, ich habe mir aber noch gar nichts merken lassen...“<sup>41</sup> oder „...und des abends, wo ich noch vor einigen Tagen bey Dir saß und mich mit Dir unterhielt, sitze ich jetzo bey meinen Spinrad, und dencke mich bey Dich...“<sup>42</sup> sowie: „Mit grossen Verlangen sehe ich Ihren angenehmen Besuch entgegen.“<sup>43</sup>

Mögliche gemeinsame Wurzeln dieser stilistischen „Eigenheiten“ beider Frauen, die sich bei den Briefpartnern Gleim und Trommsdorff nicht finden, mögen in der ländlichen Herkunft und Bildung zu suchen sein. Auch die ersten schriftstellerischen Versuche Therese Hubers sind von stilistischen und orthographischen „Unebenheiten“<sup>44</sup> gezeichnet, die sicherlich ebenfalls den Mängeln ihrer frühen Mädchenbildung geschuldet waren.

## Die Tugenden

Dem Bruder Martha Hoyers, Johann Heinrich Hoyer, mit dem Trommsdorff befreundet war und über den er die Bekanntschaft mit Martha machte,

kam in der Beziehung eine Schlüsselposition zu. Er war jene Vertrauensperson, mit der beide in Kontakt standen, über die Treffen arrangiert wurden und von der auch Informationen über den jeweils anderen eingeholt werden konnten, wie aus den folgenden Zeilen deutlich wird:

„Deinen und meiner Schwester Brief habe ich erhalten – ich würde mich inig freuen, wen sie Deinen Wunsch entspräche, [...] ich zweifle fast, daß ein Mädchen mit zwar unverdorbenen Herzen und gesunden Verstande, welche aber beide noch unausgebildet sind, einen Man von ausgebildeten Kopf und Herzen und feiner Lebensart bleibendes Interesse wird gewähren können“<sup>45</sup>

Johann Heinrich Hoyer schätzte, nachdem er sich zur geistigen und moralischen Bildung Marthas geäußert hatte, interessanterweise auch ihre „Liebesfähigkeit“ ein („Ob sie lieben kann! Sie wird es nur zu bald lernen, den ich halte sie der Liebe fähig, sie hat noch nie geliebt, also können wird sie es nicht...“<sup>46</sup>), um schließlich ihre Tugenden zu preisen.

Als bürgerliche Kardinaltugenden galten Ordnung, Sparsamkeit, Reinlichkeit und insbesondere Fleiß. Es lag im bürgerlichen Selbstverständnis, daß ein Bürger in der Lage sein sollte, aus eigener Anstrengung mit beschränkten, ihn zur Sparsamkeit zwingenden Mitteln ein geordnetes wirtschaftliches Leben aufzubauen.<sup>47</sup> Diese Tugenden verkörperte auch Martha Hoyer. Ihr Bruder berichtete:

„Die Mutter hält sie zu allen auch den härtesten Arbeiten an; welche ihre Hände schon deutlich beweisen. Martha ihre Stelle würde eine Magd nicht wohl ersetzen.“<sup>48</sup>

Überhaupt ist in den Briefen relativ oft (11mal) von der Arbeit die Rede, und es war durchaus nicht ironisch gemeint, wenn sie schrieb:

„Wenn in Sommer Fleiß auf dem Felde, und Ruhe im Dörfgen herrschte, so ist das jetzt umgekehrt, Thätigkeit in Stuben und Scheunen belebt uns. Die Arbeit ist ja so schön! Ist die Würze des Lebens!“<sup>49</sup>

Die bürgerliche Arbeitsmoral um 1800 hatte ihre Wurzeln in der aufklärerischen Arbeitsethik. Justus Möser formulierte: „Die Quelle alles wahren Vergnügens ist die Arbeit“. Johann Gottlob Marezoll schrieb in seinem

„Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht“: „Nur Tätigkeit ist Leben.“<sup>50</sup> Der Begründer des Pietismus Philipp Jacob Spener (1635–1705) wurde von einem seiner Biographen so beschrieben:

„Eine Folge seiner frühen Gottesfurcht, war sein grosser jugendlicher Fleiß [...]. Bey der beständigen Ordnung in allen seinen Verrichtungen, wurde es ihm nun leichter, seine Neigung zur Arbeitsamkeit zu befriedigen. Man sah ihn bis an sein Ende unermüdet eifrig in der Arbeit, und Haushälterisch in der Ansehung der Zeit. Er suchte jede Minute für die Arbeit zu gewinnen. Er kürzte sich den Schlaf ab, gieng wenig aus dem Hause sich zu zerstreuen, nahm des Vormittags auch von seinen besten Freunden keine Besuche an, that auf Reisen den ganzen Weg über nichts als lesen, bis er wieder aus dem Wagen stieg.“<sup>51</sup>

An wenigen Stellen der Brautbriefe finden sich Hinweise auf das Alltagsregime im Hause Hoyer. Marthas Arbeitstag währte demnach von 4 Uhr morgens („Schon muß ich schliesen, ich höre, daß mein Vatter aufgestanden ist, lebe wohl und komme bald zu Deiner... [geschrieben] Morgens 4 Uhr...“<sup>52</sup>) bis um 11 Uhr abends: („...im Gedanken bin ich bey Dir, Küße Dich und sage schlaf wohl. [geschrieben] Dienstag Abends [!] 11 Uhr.“<sup>53</sup>).

Dieser Lebensstil mit nur fünf Stunden Schlaf umrahmt von harter Arbeit – für uns heute kaum vorstellbar – entsprach dem Ideal der Zeit. Die Abkürzung des Schlafes und übermäßiger Arbeitseifer können in gewissem Sinne als eine Form bürgerlicher Askese angesehen werden. August Hermann Francke (1663–1727) hatte die Gewohnheit „des Morgens um 4 Uhr aufzustehen und nach der ersten, der stillen Uebung der Andacht und des Gebets gehörenden Stunde ging er heiter an die Arbeit des Tages“. Hier setzt der Biograph bezeichnenderweise hinzu: „die ihm aber auch Bedürfnis war“.<sup>54</sup> Der Greifswalder Arzt Carl Friedrich Rehfeld (1735–1794) schlief angeblich nur drei bis vier Stunden.<sup>55</sup> In Überhöhung dessen sind um 1800 zahlreiche biographische Beispiele exzessiven Schlafentzugs und selbstzerstörerischen Arbeitseifers bekannt.<sup>56</sup> Auch Martha mahnt besorgt:

„...nur Sie Bester [Trommsdorff] arbeiten zu viel – ich werde öfter nach



Erfurt kommen müssen, um sie abzuhalten.“<sup>57</sup>

Allerdings begann sich gerade in dieser Zeit auch ein stärkeres Gesundheitsbewußtsein zu entwickeln, das sich in der Blüte des Kur- und Bäderwesens zu Beginn des 19. Jahrhunderts manifestierte.<sup>58</sup> Der Rat Hufelands für einen Kuraufenthalt „Freue dich, und sey müßig“<sup>59</sup> steht paradigmatisch für diesen Wandel in der bürgerlichen Denkweise.<sup>60</sup>

## Die Moral

Als eine Eigenheit der Liebesbeziehung zwischen Martha Hoyer und Trommsdorff ist die lange Wartezeit bis zur Hochzeit anzusehen. Hierfür können verschiedene Gründe angeführt werden. Die zeitgemäßen moralischen Vorurteile, zudem aus dörflicher Perspektive, wie sie von der Mutter ausgesprochen wurden, engten den Spielraum für ein intensives Kennenlernen Trommsdorffs und Martha Hoyers in starkem Maße ein:

„Sie sagte mir, sie würde sich sehr freuen, wenn es Dein Ernst wäre, nur sollte ich mir noch nicht gewisse Rechnung machen, denn es thät oft ein Herr mit einem Mädchen schöne, es fiel ihn aber des wegen nicht ein sie zu heurathn.“<sup>61</sup>

Man versicherte sich deshalb lange der Geheimhaltung der Beziehung. Hierauf hatte auch der Bruder Johann Heinrich Hoyer einen wichtigen Einfluß, der ebenfalls anfangs moralische Bedenken äußerte:

„Ich hatte zwar nie Gelegenheit gehabt, Sie so kennen zu lernen; doch die kleine Bekanntschaft an unserer Kirmse (!) und das, was ich anderwärts von Ihnen gehört, ließ den Gedanken nicht aufkommen, als ob Sie bloß wie Jünglinge leider jetzt pflegen, mit meiner Schwester ihren Kurzweil gehabt; doch ich gestehe es Ihnen frei, auch für ihren völligen Ernst konte ich es anfangs nicht halten; ich glaubte, daß diese Liebschaft bloß Mittel sein sollte, meine Schwester näher kennen zu lernen; und daß es dann erst nach Beschaffenheit der Umstände zu ein festen Entschluß bey Ihnen kommen würde.“<sup>62</sup> Weiter gab er zu bedenken: „Würde nun aus dieser Lage [Martha war im Haushalt durch eine Magd kaum zu ersetzen] für Marthgen nicht manches Unangenehme fließen, wenn

die Mutter und vorzüglich die Tante jahrelang es voraus wüßten?“<sup>63</sup>

Anscheinend genügte bereits ein Treffen, um ins dörfliche „Gerede“ zu geraten, denn schon im ersten Brief fragte Martha:

„Die Nöllern hat mich sehr mit geplagt, daß ich mit Dir umginge, sagte auch ihr Vetter von Blankenhayn habe es ihr geschrieben. Es wird ja nicht durch sie weiter unter die Leute kommen, da wir es noch gern geheim halten wolten. Meine Eltern vermuthen nichts, aber wenn es vor sie kommen sollte, wie muß ich mich da verhalten? schreibe mir es Bester.“<sup>64</sup>

Die Begegnungen der beiden gestalteten sich überaus schwierig. Sie wurden durch Dritte, so den Bruder, vermittelt und fanden an einem neutralen Ort im Freien im Beisein von Anstandspersonen statt:

„Dein Vorschlag geht recht gut an, daß wir uns in Molsdorf oder Dietendorf sprechen können, die Erlaubniß erhalt ich gewiß von meinen Eltern, manchmal mit meinen Bruder weggehen. O! wie freu ich mich schon zum voraus, auf diese Spatzierwege, aber eins ist noch, das mich hindert, es oft zu thun. Da ich niemals ohne die Nollern weggegangen bin, so würde es meinen Eltern sehr auf[f]allen, wenn ich jetzo allein gehen wolte, da ich keine Ursache weiß, warum ich sie nicht mitnehmen wolte, aber einigemal muß sie ja auch glauben, daß wir durch Zufal da zusammen kommen.“<sup>65</sup>

Auch Herder und Caroline Flachsland trafen sich in ähnlicher Weise.<sup>66</sup> Insbesondere angesichts der Tatsache, daß dem Vater, der als Pfarrer im Mittelpunkt der dörflichen Öffentlichkeit stand, das Verhältnis noch nicht bekannt war, erscheint die anfängliche starke Beunruhigung Martha Hoyers durch das „Gerede“, die sie im folgenden Brief erkennen läßt, verständlich:

„Die Nollern wird vor Pfingsten noch nach Lohma zu ihrer Mutter gehn, dieses Hinderniß wäre also weg, und ich könnte auf den dritten Pfingst Feuertag ganz allein mit meinen Bruder, nach Molsdorf kommen, aber so sehr ich mich auch darauf gefreuet habe, Dich da zu sprechen, so halte ich es doch vor rathsamer, ich bleibe zu Hause, den wen[n] Du viel mit mir gien[g]st, so würden gewiß viele ihre Anmerkungen darüber machen, und das Gerede in der Stad[t] würde wie-

der von neuen angehn, und so möchte uns wohl der Tag so sehr verbittert werden wie der Dritte Oster Tag.“<sup>67</sup> Ein wenig ruhiger konnte sie später konstatieren: „Meine Eltern haben noch gar nichts bemerckt und das Gerede im Dorfe, hatt sich auch ganz wieder gelegt“<sup>68</sup> und gut acht Monate darauf schrieb sie sehr gelassen: „Das Gerede ist jetzt wieder recht laut, aber ich mache mir gar nichts daraus, und laß die Leute reden, was sie wollen.“<sup>69</sup> Diese plötzliche Gleichgültigkeit dem „Gerede“ gegenüber rührte wohl einerseits daher, daß ihre Eltern bereits eingeweiht worden waren,<sup>70</sup> verrät aber gleichzeitig auch ihre Gewißheit in Bezug auf eine spätere Heirat, obgleich diese erst 15 Monate später stattfinden sollte.

Weniger die Vorbehalte der Eltern Martha Hoyers angesichts der unsicheren finanziellen Verhältnisse Trommsdorffs verzögerten die Heirat, sondern Trommsdorff selbst, der in seinem Vermächtnis „an die Meinigen“ bekannte, daß Martha solange auf die Heirat warten mußte, weil er erst eine solide wirtschaftliche Basis schaffen wollte.<sup>71</sup> 1790 lud Trommsdorff mit der Übernahme der Pacht der verschuldeten väterlichen Apotheke eine Last auf sich, an der er offenbar noch viele Jahre schwer zu tragen hatte. Zudem hielt er im Rahmen der Medizinischen Fakultät der Erfurter Universität im Sommersemester 1795 seine ersten Vorlesungen und war zugleich sehr mit dem Aufbau seines „chemisch-physikalisch-pharmaceutischen Instituts“ beschäftigt, das im April 1795, also genau in der Zeit des ersten Kennenlernens, den ersten Schüler aufnahm. Insofern läßt sich, obwohl Trommsdorff später beteuerte, daß „Liebe ohne alle Nebenabsichten“ diese Verbindung gestiftet hätte, eine gewisse Analogie zu der Eheentscheidung des Pharmazeuten Franz Wilhelm Schweigger-Seidel nicht übersehen. Diesen drängten, unmittelbar nachdem er drei Zöglinge in sein, nach Trommsdorffschem Vorbild eingerichtetes, pharmazeutisches Institut aufgenommen und bei sich einquartiert hatte, offenbar eher die Sachzwänge zur Heirat, denn er bekannte in einem Brief an Trommsdorff:

„Anfangs Septembers werde ich nun auch meine geliebte Braut heimführen, weil ich unter solchen Um-



ständen ohne Frau nun durchaus nicht existieren kann.“<sup>72</sup>

Bereits gegen Ende des Jahres 1795 waren die Eheabsichten durch Martha vorsichtig angedeutet worden („Der Mutter sagte ich nur, daß ich es vermuthete, daß Du Absichten hättest“<sup>73</sup>) und als am 02.12.1795 die Anrede vom vertraulichen „Du“ zum förmlichen „Sie“ überging, schien klar, daß nun auch die Familie an bestimmten Briefen teilhatte. Der folgende stete Wechsel zwischen dem „Du“ und dem „Sie“ in der Anrede läßt vermuten, daß Briefe in zweierlei From ausgetauscht wurden. Zum einen jene, die zur Bekanntgabe im Kreise der Familie bestimmt waren und zum anderen die intimeren Schreiben, die möglicherweise durch den Bruder oder andere Vertraute weitergeleitet wurden.

Aus vielen Briefen spricht die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und aus einigen meint man sogar eine gewisse Verstimmung Martha Hoyers über den ständigen Aufschub der von Trommsdorff versprochenen Besuche herauslesen zu können. Immerhin scheint dieser seit Anfang 1796 weniger oft in Wandersleben gewesen zu sein, als er versprochen hatte, und so muten die folgenden Briefe fast wie eine Chronik enttäuschter Wiedersehenshoffnungen an. Martha schrieb resignierend vor dem 15.05.1796:

„... wenig Aussicht habe ich, Dich bald wieder zu sprechen. Doch ich will nicht verzagen, vielleicht glückt es uns auf Pfingsten, daß wir uns sprechen können“<sup>74</sup>, um in einem weiteren undatierten Brief vor dem 15.06.1796 feststellen zu müssen: „Daß wir auf Pfingsten das Vergnügen nicht haben, Ihnen bey uns zu sehen, war uns eine sehr unangenehme Nachricht, wir hatten uns alle recht herzlich auf Ihren Besuch gefreuet. Ich wünsche von Herzen, daß die Unpäßlichkeit Ihrer Mutter und Demoiselle Schwester nicht von übeln Folgen seyn mag.“<sup>75</sup>

Besonders deutlich wird die Verstimmung Marthas in den Zeilen vom 26.05.1796:

„Ich sehne mich jetzo sehr nach dir, als ich mich noch nicht geseht habe, und habe doch so wenig Hofnung, Dich bald zu sprechen, Du schreibst mir gar, Du würdest den ganzen Sommer nicht zu uns kommen, ein schlechter Trost vor mich, vor kurzen schreibst Du mir, daß Du uns alle vier

Wochen ein mal besuchen woltest, aber wie bald hast Du Dein Versprechen wieder zurück genommen. Wenn ich nach Erfurth komme, kan ich nicht sagen, ich weiß bis jetzt noch keine Zeit.“<sup>76</sup>

Als Martha dann am 10.06.1796 schrieb:

„Wär es den nicht möglich, daß Sie uns balt besuchen könnnten, machen Sie sich ein mal ein bar Tage frey von Ihrer vielen arbeit, und kommen nach Wandersleben, wir wünschen es alle recht sehnlich. Ihr Fuß ist doch wieder ganz gut? Dieses können Sie uns dadurch zeigen, wenn Sie bald zu uns kommen“<sup>77</sup>,

mutet die angesprochene Fußverletzung Trommsdorffs fast wie eine Ausrede an.

Auch die folgenden Passagen spiegeln die strapazierte Geduld Martha Hoyers wider. Am 30.08.1796 klagte sie:

„Schon 3 Wochen habe ich sehnlich auf Ihnen gehoft, aber leiter vergebens, gestern erhalten wir Briefe von Ihnen, wo Sie schreiben, daß Sie vor Michaeli<sup>78</sup> nicht kommen würden, nein, das kan doch unmöglich Ihr Ernst seyn, wenigstens nähm ich es nicht davor an, ich habe mich schon so lange nach Ihnen geseht, und Sie wolten mich noch langer warten laßen, ehe ich Ihnen sehen sollte. Sollten Sie den auch nicht einen Sonntag abkommen können, oja das geht gewiß, in einen Tag ist es freilich kurz, aber Sie können ja den Sonnabend weggehen, da übernimmt ja die liebe Mutter einige Stunden die Aufsicht über die Arbeitsleute.“<sup>79</sup>

Und vor dem Kirchweihfest 1796 mußte sie wiederum feststellen:

„Ich Freude mich so innig auf die Kirmse, in der gewißen Hofnung Dich bey uns zu sehn, und heute erhalte ich die Trauriche Nachricht, daß Du nicht kommen kanst, daß Du wieder ein neues Leiden im Hause hast,...“<sup>80</sup>

Natürlich war Trommsdorff als Apotheker, Wissenschaftler, Zeitschriftenherausgeber und wissenschaftlicher Lehrer mit umfassender Korrespondenz und umfangreicher Publikationstätigkeit ein vielbeschäftigter Mann, mit eng bemessener Zeit, dennoch könnte in dem angespannten Verhältnis zwischen Trommsdorff und Marthas Stiefmutter die eigentliche Ursache für seine seltenen Besuche in Wan-

dersleben zu suchen sein, denn Martha sah sich in einem Brief genötigt zu erklären:

„Du wilst die wahre Ursache wissen, warum meine Mutter so übel launig war, da Du hier warst, Du hast es erathen, es ist wegen der Witben caße, und besonders deswegen, daß wir beide so gleichgültig bei einer so wichtigen Sache waren, aber mein Bester, darum darfst Du Dir keine Grillen machen, Du kenst meine Mutter noch nicht, die kan bei jeter kleinigkeit thun, als wenn ihr daß gröste Unglück wiederfahren wäre, ihr kan eine Fliege daß Gesicht verziehn, und so will sie, sollen andere leuthe auch seyn. Du must aber nicht glauben, daß sie im geringsten etwas wieder Dich hat, daß sie zweifel in Dich setzte, als wenn Du nicht noch eben der edel gesinte Mann wärest, vor den sie Dich zuvor hielt. Darüber sey Du ganz ruhig, es war aber ubertriebene besorgniß meiner Mutter, und wenn Du wieder zu uns komst, wirst Du ein recht freundlich gesicht kriegen, den sie hoft recht sehr, das Du nach Micheli<sup>81</sup> kommen solst.“<sup>82</sup>

## Analogien zu Frauenbriefen des 18./19. Jahrhunderts

Obleich die Briefe Martha Hoyers überwiegend recht kurz gehalten sind, da sie anscheinend permanent unter Zeitdruck geschrieben wurden, wie die häufige Randnotiz „in Eil“ belegt, erscheinen zwei der Briefe wegen ihrer außerordentlichen Kürze beinahe wie kleine Briefbilletts, ja man könnte vergleichend sogar sagen, wie kurze Telefonate in geschriebener Form. So notierte sie in nur wenigen Zeilen:

„Guten Morgen, Liebster Bester Tromsdorf, hast Du den[n] aus geschlafen? Jetzo gewiß noch nicht, ich habe aus geschlafen; aber ich wünschte es früher, damit ich Dir recht viel schreiben könnte, nun kann ich weiter nichts schreiben, als daß ich mich recht sehr nach Dir sehne, und sehnlich wünsche Dich bald zu sprechen. Bis jetzt habe ich noch keine Hofnung, bald nach Erfurt zu kommen. Die Tante ist wieder wohl, ich wünsche nur, daß es bestand hat. Schon muß ich schliesen, ich höre, daß mein Vatter aufgestanden ist, lebe wohl und komme bald zu Deiner Dich zärtlich liebenden M. H. Morgens 4 Uhr“<sup>83</sup>.



Ein ähnlich knapp gehaltener Brief, im Gegensatz zu ihren sonst sehr ausführlichen Briefen, entstammt der Feder von Caroline Flachsland, in dem sie an Herder schrieb:

„Guten Morgen bester H[erder]. Sie kommen doch heute, ja sie kommen und lesen im Klopstock; wann nur der heutige Tag ganz unser wäre! o wie kostbar sind mir jede Augenblicke, wir gehn in den Wald wann uns jemand stören will. Die ganze Nacht war das feurige Bild meines süßen Freundes bey mir, immer war es bey mir, und ewig wird es bey mir bleiben, wie tief und mit welchen Zügen ist es in mein Herz gegraben! Niemand wirds mir nehmen können. kommen Sie empfindsame Seele, noch heute, heute – ach leben sie ewig wohl!“<sup>84</sup>

Ein Brief von Susette Gontard an Hölderlin übertrifft die vorherigen sogar noch an Knappheit:

„Mittwoch Der Himmel ist so klar heute, Morgen kömmt Du gewiß, wenn ich nur Nachricht von Dir kriege. Gute Nachrichten! Wie ist die Zukunft mir so dunkel, es komme aber wie es wolle Dich lasse ich nie, mich findest Du immer wieder!“<sup>85</sup>

Offensichtlich wurden alle drei Briefe in unmittelbarer Erwartung des Geliebten geschrieben und stellten so etwas wie kleine Erinnerungsschreiben dar, obwohl kaum zu erwarten war, daß der Adressat sie noch am selben

oder am nächsten Tag erhielt, so daß diese also vielmehr für den Fall der Nichtreise gedacht waren.

Eher als eine Kurzinformation, um eventuellen Gerüchten zuvorzukommen, ist folgender Brief Martha Hoyers zu werten:

„Theuerster. Nur mit wenig Worten kan ich Dir schreiben, daß mich der Herr Doctor Jacobi zur Gvatterin gebeten hat, mit den Apothekers Bursch Nöller in Ten[n]städt. es [!] ist das erste mal, daß ich diese Stelle vertrete, und ich thue sehr gerne, wenn Du nur, Liebster, an Nöllern seiner Stelle wärest, dann wäre meine Freude vollkommen. Lebe wohl ich bin ewig Deine treue M. Hoyer (in Eil).“<sup>86</sup>

Verschiedenes im Verhalten Martha Hoyers und auch in ihrer Briefstilistik ist durchaus „musterhaft“. So war es etwa eine gängige Gepflogenheit, durch Geschenke die Gunst der Verwandten zu erlangen:

„Noch eine Bitte, wollten Sie wohl die Beylage, in zwey Kästchen, und zwey Nadelbüchsen bestehend, Ihrer Frau Mutter, und Demoiselle Schwester<sup>87</sup> nebst gehorsamster Empfehlung zustellen.“<sup>88</sup>

Eine derartige Gabenverteilung an Verwandte fand beispielsweise auch im Hause Goethes statt.<sup>89</sup>

Besonders beliebt in den Liebesbriefen der Zeit war auch das Verfahren der Vergegenwärtigung des Adressaten. Hierbei wurde brieflich an eine

beiden vertraute Situation angeknüpft, z. B.:

„... so oft trete ich neben Dich an daß Schreibepult und küße Dich recht herzlich, aber freilich nur in Gedanken.“<sup>90</sup> oder: „...oft vergeße ich, daß ich in Wandersleben bin, geh an das Fenster und will sehen, ob Du bald komst, und des abends, wo ich noch vor einigen Tagen bey Dir saß und mich mit Dir unterhielt, sitze ich jetzo bey meinen Spinrad, und dencke mich bey Dich.“<sup>91</sup>

In ihrem Wunsch nach intimer Vergegenwärtigung verband Martha Hoyer beiden bekannte Gemeinsamkeiten aus der Vergangenheit mit fiktiven Wunschvorstellungen und realem Unbekanntem aus der Gegenwart. Für diese Form der Verknüpfung von Motiven der Erinnerung und der Vergegenwärtigung finden sich zahllose Beispiele in berühmten Briefwechseln der Zeit.<sup>92</sup>

## „Bestimmung des Weibes“

Am Ende des 18. und im Verlauf des 19. Jahrhunderts bildete sich – im Zusammenhang mit dem wirtschaftlich erstarkenden Bürgertum – das Ideal der Hausfrau, Gattin und Mutter heraus.<sup>93</sup> Martha Trommsdorff war Mutter von neun Kindern, von denen allerdings drei sehr früh starben, kümmerte sich gemeinsam mit ihrer Schwiegermutter um die Zöglinge des Instituts<sup>94</sup> und war, wie Trommsdorff selbst bemerkte, eine nachsichtige Gattin:

„Der gütige Gott! hat mir eine Gefährtin beschert die eine der edelsten ihres Geschlechtes ist, die ich wie eine Heilige liebe u verehere. Ach! sie hat viel Geduld mit mir gehabt.“<sup>95</sup>

Martha Trommsdorff füllte die Rolle der Gattin in ihrer ganzen Ambivalenz aus. Neben der Verkörperung schöner Weiblichkeit, die für eine häusliche Atmosphäre zu sorgen hatte<sup>96</sup>, war sie Mutter und Hausfrau und erfüllte Repräsentationsaufgaben,<sup>97</sup> wenn bedeutender Besuch im Hause weilte. Im Hause Trommsdorff bestand zudem eine besonders spannungsvolle Konstellation, denn Martha hatte sich nicht nur um die eigenen Kinder, sondern auch um die dort lebenden Schüler des Instituts zu kümmern,<sup>98</sup> wobei sie sich mit der Schwiegermutter arrangieren mußte.



Abb. 2: Johann Bartholomäus Trommsdorff und Martha Elisabetha Trommsdorff, geborene Hoyer. Unsignierte Gemälde des Paares in fortgeschrittenem Alter. Die Originale befinden sich im Besitz von Dr. Ernst Trommsdorff, Darmstadt.



Vor allem die Schicht des sogenannten Bildungsbürgertums entwickelte „einen Standart der eigenen Lebensführung“, in welchem die Allgemeinbildung einen besonderen Stellenwert erhielt.<sup>99</sup> Dies galt in gewissem Maße auch für Frauen. Die eingangs erwähnte voreheliche Förderung der Bildung Martha Hoyers durch ausgewählte Literatur unterstreicht dies. Inwieweit Martha Hoyer Trommsdorff gegenüber wirklich „diskursfähig“<sup>100</sup> war, läßt sich jedoch anhand des vorhandenen Quellenmaterials nicht abschätzen.

Ein 1837 für Frauen verfaßtes mehrbändiges Nachschlagewerk definiert unter dem Schlagwort „Bestimmung des Weibes“ unter anderem auch die Grenzen der weiblichen Bildung:

„Ihre schöne Bestimmung ist es, Mütter und Erzieherinnen der zartesten Kindheit zu sein; ist hiermit die Nebenbestimmung verknüpft, daß sie zugleich dem Hausstande vorstehen müssen, daß sie also, wie man im gewöhnlichen Leben sagt Wirthschaftlerinnen seien. [...] Bildung des Geistes kann man von jedem Weibe verlangen, die Anspruch darauf macht, in der Gesellschaft einen angemessenen Standpunkt zu vertreten; gelehrte Bildung läßt sie in der Regel aus diesem heraustreten, und verändert somit ihre natürliche, nothwendige Stellung; das Weib ist bestimmt mit häuslichen Tugenden, nicht aber durch Gelehrsamkeit zu glänzen. Das weibliche Geschlecht muß also eine solche Geistesbildung so lange vermeiden als die allgemein geltenden gesellschaftlichen Bestimmungen ihm den Eintritt in das öffentliche Leben nicht gestatten.“<sup>101</sup>

Auf die Talente, die von einer bürgerlichen Ehefrau zu Beginn des 19. Jahrhunderts erwartet wurden und die sie im wesentlichen auf ihre vorzügliche Bestimmung zur häuslichen Dienstleisterin beschränkten, wies Schweigger-Seidel hin, als er, wie oben erwähnt, im Zusammenhang mit seiner Institutsgründung eine pragmatische Ehe einging, wobei er in einem Brief an Trommsdorff auch die Vorzüge seiner Auserwählten hervorhob:

„Das liebe und dabei sehr anständige und wirthschaftliche Wesen (auch zu jung ist meine Therese nicht mehr und reich an häuslicher Erfahrung) mag nun die Stellung ihres besten Freundes selbst mit Gründen helfen,

und sie thut das mit wahrer Herzensfreudigkeit.“<sup>102</sup>

Friedemann Goebel, selbst erst 30 Jahre alt, ein weiterer Briefpartner Trommsdorffs, äußerte sich allerdings eher mißbilligend über junge Ehefrauen, die den Mann von ernsthafter Tätigkeit abhalten, indem er beklagte: „Anliegend sende [ich] Ihnen die Journale vom Dr. Döring<sup>103</sup> zurück. Er ist vorgeblicher Kränklichkeit wegen nicht an die Uebersetzung derselben gekommen, wahre Ursache indessen ist die, daß er seit 2 Monaten ein junges hübsches Weibchen heimgeführt hat, und nun wie alle jungen Ehemänner seine Zeit mit der Frau verändelt hat. Er war einigemal bei mir, um sich verschiedene technische Ausdrücke, die ihm fremd waren, erklären zu lassen, daher wundere ich mich um so mehr, daß er die Arbeiten nicht geliefert hat.“<sup>104</sup>

Martha Hoyer verkörperte in idealer Weise den Typus der Wissenschaftlerehefrau des 19. Jahrhunderts. Sie genügte den Ansprüchen an die Ehefrau eines Bildungsbürgers und fand in der ihr zugedachten Rolle als Mutter, Gattin und wirtschaftende Hausfrau sowie in den Erfolgen ihres Mannes gewiß ihre Bestätigung. Wenn Martha Hoyer die Absicht gehabt hätte, sich ähnlich wie Anna Louisa Karsch intellektuell über ein bestimmtes Niveau hinauszubewegen, so wäre die Ehe mit dem vielbeschäftigten Trommsdorff sicher nicht von Bestand gewesen. Insofern paßte ihr Lebensweg in das Frauenbild, das Sigismund Friedrich Hermbstaedt (1760–1833) in einem Brief an Trommsdorff durch die Abwandlung eines Bibelzitates verdeutlichte:

„Stehet es doch in der Bibel: ‘die Frau soll Vater und Mutter verlassen und ihrem Manne anhängen’!“<sup>105</sup>

Entscheidend für das gemeinsame erfüllte Leben von Martha und Johann Bartholomäus Trommsdorff war jedoch vor allem, daß sie sich aufrichtig liebten, was auch um 1800 bei Eheverbindungen noch keineswegs die Regel war.

## Zusammenfassung

Vierzig erhaltene Brautbriefe der Frau des „Vaters der wissenschaftlichen Pharmazie“ J. B. Trommsdorff, Martha Elisabeth Johanna Hoyer, aus den Jahren 1795 bis 1797, deren Betrachtun-

gen sich um die Geschichte der Anbahnung einer Liebesverbindung im „Zeitalter der Empfindsamkeit“ ranken, in dem sich ein neues Bild der Liebe zu formen beginnt, dokumentieren in exemplarischer Weise die Grundzüge des Bildungsbürgertums jener Zeit, insbesondere in Hinblick auf die Rolle der Frau im bürgerlichen Leben.

Martha Hoyers Liebesbriefe dürften eher zu den „unbedeutenden“, das heißt, weniger literarisch geprägten, authentischen Briefen dieser Art gehören, die aber insbesondere dadurch die Möglichkeit bieten, sich einem Bereich zu nähern, der in der Literatur- und Geistesgeschichte völlig unterrepräsentiert ist: der Briefkultur der „einfachen bürgerlichen Frau“<sup>106</sup>. Sie weisen dennoch auf einige charakteristische, inhaltliche und stilistische Eigenheiten hin, die in ähnlicher Form auch in den literarisch dominierten Privatbriefen „schreibender Frauen“ des 18. Jahrhunderts auftauchen, so daß ihnen eine gewisse Musterhaftigkeit zukommt.

Zudem zeigt sich beispielhaft, wie die zeitgemäße bürgerliche Erziehung Frauen auf ein häusliches Dasein fixierte, sowie auch ihre beschränkten Bildungsmöglichkeiten, eine Unterordnung unter den Lebensplan des Mannes implizierten. Nicht zuletzt vermittelt die Briefsammlung Einblicke in das bürgerliche Norm- und Wertesystem um 1800.

## Anmerkungen und Literatur

[1] Stellvertretend seien hier aufgezählt: Götz, W.: Zu Leben und Werk von Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837). Würzburg 1977; Rosenhainer, O.; Trommsdorff, H. (Hrsg.): Johann Bartholomäus Trommsdorff 1770–1837. Jena 1913; Friedrich, Ch. u. Götz, W.: Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837). Zwischenbilanz der Forschung. Sonderschrift der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Nr. 29. Erfurt 1996; Abe, H. R.: Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837). In: Betr. Gesch. Univ. Erf. H. 16 (1971/72), S. 11–50; Abe, H. R.: Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837) – Ein biographischer Abriß zu seinem 150. Todestag. Museum für Thüringer Volkskunde Erfurt. In: Museum für Stadtgeschichte Erfurt (Hrsg.). Sonderheft aus Anlaß des 150. Todestages von Johann Bartholomäus Trommsdorff. Gotha 1987; Gittner, H.: Goethe und Trommsdorff. Pharmaz. Ztg. 85 (1949), S. 471 f.

[2] Zitat aus einem undatierten Text, der eventuell als Ergänzung zu Trommsdorffs Ver-



- mächtnis „an die Meinigen geschrieben am 12. Juli 1836“, gedacht war; s. Friedrich u. Götz (1996), wie Anm. 1, S. 86.
- [3] Anton, C.: Authentizität als Fiktion. Briefkultur im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart u. Weimar 1995, S. 107.
- [4] „Mein Bruder Apoll“. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Hrsg. v. R. Nörtemann. Bd. 2. Briefwechsel 1769–1791. Hrsg. v. U. Pott. Nachwort v. R. Nörtemann. Göttingen 1996. Zur Biographie der Anna Louisa Karsch, vgl. ebd. Nachwort, S. 524 ff.
- [5] Vgl. Nightingale, Florence: Suggestions for Thought to Seekers After Religious Truth, Bd. 2. London 1852, S. 59.
- [6] Ebenda, S. 107.
- [7] Maurer, M.: Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680–1815). Göttingen 1996, S. 317.
- [8] Brief M. Hoyers an Trommsdorffs Mutter vom 23. Juni 1796. In: Familienarchiv Trommsdorff. [Im folgenden zitiert als FATr].
- [9] Friedrich u. Götz (1996) wie Anm. 1, S. 65.
- [10] Mensing, J. G. W.: Des Geheimen Hofraths und Professors Dr. Joh. B. Trommsdorffs Lebensbeschreibung. Erfurt 1839, S. 50.
- [11] Brief von Johann Heinrich Hoyer an Trommsdorff vom 23.01.1795. In: Staatsbibliothek der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Berlin, Handschriftenabteilung. Nachlaß 259 J. B. Trommsdorff und Nachf. [Im folgenden zitiert als Orig. B., SPK]. Daniel Friedrich Hoyer heiratete während seines Lebensabschnittes in Wandersleben erneut. Zur Identität seiner zweiten Frau und deren Schwester liegen jedoch keine Informationen vor.
- [12] Brief M. Hoyers aus dem Jahr 1795 ohne genaues Datum [FATr].
- [13] Brief ohne Datum, vor dem 15. Mai (Pfingsten) 1796 geschrieben [FATr].
- [14] Wie Anm. 11.
- [15] Brief von M. Hoyer, vermutlich vor dem 05.03.1795 geschrieben [FATr].
- [16] Brief von M. Hoyer vom 28.03.1795 [FATr].
- [17] Wie Anm. 11.
- [18] Brief M. Hoyers an Trommsdorffs Mutter vom 23. Juni 1796 [FATr].
- [19] Wie Anm. 7, S. 252–255.
- [20] Wie Anm. 15.
- [21] Brief von M. Hoyer vermutlich vom 06.03.1795 [FATr].
- [22] Brief von M. Hoyer ohne Datum, wahrscheinlich 1795 [FATr].
- [23] Wie Anm. 16.
- [24] Brief von M. Hoyer vom 28.08.1795 [FATr].
- [25] Brief von M. Hoyer ohne Datum, vermutlich vor dem 15.05.1796 geschrieben [FATr].
- [26] Vgl. Johann Gottfried Herder, Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Hrsg. v. H. Schauer, 2 Bde. Weimar 1926/28, Bd. 1, S. 116. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 39 u. 41).
- [27] Goethes Briefe und Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe. 6 Bde. 3. Aufl. Hrsg. v. K.R. Mandelkow. München 1986–1988. Bd. 1 (1986), S. 19 ff.
- [28] Über „Belehrende Brieffolgen“ vgl. Nickisch, R. M. G.: Brief. Stuttgart 1991, S. 122–128.
- [29] Vgl. hierzu Dautzenroth, E.: Kleine Geschichte der Mädchenbildung. Der verbotene Baum oder die Erziehung des anderen Geschlechts. Rattigen, Wuppertal u. Kastellaun 1971, S. 56–59 und Hamann, B.: Geschichte des Schulwesens, Werden und Wandel der Schule im ideen- und sozialgeschichtlichen Zusammenhang. Bad Heilbrunn 1986, S. 58–60.
- [30] Sie schrieb: „Ich lernte als Kind fast gar nichts; von unterthänigen Studenten armseelige Lektionen, in welchen ich mit großer Lebendigkeit etwas anderes als das Vorgesetzte trieb. Das war mein Unterricht. Aber hören that ich bloß Wissenschaftliches, so daß ich einen eigenen kindischen Ideen- gang mir bildete, in welchem kein christliches Dogma und keine Mädcheneitelkeit, aber auch keine Mädchengeschicklichkeit und keine Mädchenverordnung war.“ Vgl. Brief an Böttiger, 10. Januar 1816. In Geiger, L. (Hrsg.): Therese Huber (1764 bis 1829). Leben und Briefe einer deutschen Frau. Stuttgart 1901, S. 8.
- [31] Ludwig Geiger bemerkte dazu: „Sie hörte Wissenschaftliches vom Vater und von anderen Teilnehmern des gelehrten Zirkels, der sich um diesen versammelte. Sie durfte auf der Bibliothek bei ihm sitzen und Kupferstiche ansehen...“ und weiter heißt es: „Planlose Lektüre bildete ihre Beschäftigung: Romane, Geschichtsbücher wechselten mit Musenalmanachen und christlichen Gedichten. Von letzteren lernte sie manche auswendig, und citierte sie noch im Alter; 1807 schickte sie ihrem Sohn Lieder der Karschin, die sie in ihrer Kindheit gelernt hatte.“ Ebenda, S. 8.
- [32] Wie Anm. 4.
- [33] Wie Anm. 10, S. 50.
- [34] Wie Anm. 30, S. 398.
- [35] Blochmann, E.: Das „Frauenzimmer“ und die „Gelehrsamkeit“. Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland. Heidelberg 1966, S. 89. Vgl. hierzu auch Buchner, W.: Mädchenerziehung und Mädchenunterricht. In: Rein, W. (Hrsg.): Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Bd. 4. Langensalza 1897, S. 629–633.
- [36] Wie Anm. 7, S. 411. Zur Mädchen- und Frauenbildung vgl. auch Scász, I.: Chemie für die Dame. Fachbücher für das „Schöne Geschlecht“ vom 16. bis 19. Jahrhundert. Königstein/Taunus 1997, S. 19–26.
- [37] Vgl. hierzu Hamann (1986), wie Anm. 29, S. 133.
- [38] Karsch an Gleim [in Reimform], Nr. 308 (Berlin, 6.5.1781), s. Anm. 4, S. 151.
- [39] A. L. Dürbach [Karsch] an Gleim, Nr. 238, 14.02.1769, s. Anm. 4, S. 6 f.
- [40] Karsch an Gleim, Nr. 245, 12.08.1770, s. Anm. 4, S. 16.
- [41] Brief von M. Hoyer vom 10.08.1795 [FATr].
- [42] Brief von M. Hoyer vom 28.08.1795 [FATr].
- [43] Brief von M. Hoyer vom 04.02.1796 [FATr].
- [44] Wie Anm. 30, S. 154.
- [45] Brief von J. H. Hoyer an Trommsdorff vom 05.12.1794 [Orig.B., SPK].
- [46] Ebenda.
- [47] Bollnow, O. F.: Wesen und Wandel der Tugenden. Frankfurt am Main 1958, S. 31.
- [48] Wie Anm. 11.
- [49] Brief von M. Hoyer vom 02.12.1795 [FATr].
- [50] Conze, W.: Arbeit. In: Brunner, O., Conze, W. u. Koselleck, R. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe 6 Bde. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Stuttgart 1972–1990. Bd. 1, S. 171.
- [51] Feddersen, J. F.: D. Philipp Jakob Spener, in Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen mit praktischen Anmerkungen (...) 6 Bde. Halle 1776–1790. Bd. 1 (1776), S. 156 f.
- [52] Brief von M. Hoyer ohne Datum, vermutlich um den 15.05.1796 geschrieben [FATr].
- [53] Brief von M. Hoyer ohne Datum [FATr].
- [54] Guericke, H. E. F.: August Hermann Francke. Eine Denkschrift zur Säkulfeier seines Todes. Halle 1827, S. 447.
- [55] Schlichtegroll, F.: Carl Friedrich Rehfeld, Königl. Schwedischer Archiater, Director des Gesundheits-Collegii in Pommern, Professor der Medicin und Stadtphysikus in Greifswald. In: Schlichtegroll, F. (Hrsg.): Nekrolog auf das Jahr 1790 [usw.] Bde. 1–22 (+2 Supplementbde.). Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen [seit 1796: Deutschen]. Gotha 1791–1806. Nachdruck Hildesheim 1975. Bd. 11, S. 279.
- [56] Wie Anm. 7.
- [57] Brief von M. Hoyer vom 02.12.1795 [FATr].
- [58] Dieses steigende Interesse der wohlhabenden Schichten an den Mineralquellen beschrieb ein Zeitgenosse folgendermaßen: „In unsern Zeiten ist es mehr als jemals gewöhnlich worden, daß jeder nur irgend Wohlhabende vier bis sechs Wochen der besten Sommermonate sich von seinen Geschäften befreit, aus seinem Alltagskreise heraustritt und an einen Ort reiset, wo die Natur eine Quelle bereitet hat, die sich durch sinnliche Eigenschaften von gemeinen Wasser auszeichnet und die bald mehr, bald weniger gewiß arzneiliche Wirkungen auf den Körper äußert.“ Vgl. [N.N]: Europa's wichtigste Heilquellen; oder in welches Bad sollen wir reisen? Eine Würdigung ihrer Heilkräfte und ihrer zweckmäßigen Anwendung für Kranke und Nichtkranke. 2. Ausg. Berlin 1825, S. 142.
- [59] Hufeland, Ch. W.: Practische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Teutschlands nach eignen Erfahrungen. Berlin 1815, S. 44 u. 54–56.
- [60] Jakob Wilhelm Becker, Jugendfreund und einziger Vertrauter Trommsdorffs, den er, wenn er seine Braut Martha in Wandersleben besuchte, mitnahm [vgl. Anm. 10, S. 51], äußerte sich angesichts des frühen Todes des gemeinsamen Freundes Johann Christoph Weingärtner (1771–1833), der wie auch Becker Lehrer an Trommsdorffs Institut war, in ähnlichem Sinne: „Edle Kräfte soll man nicht überspannen, schon um sie länger zu nutzen, auch um ihnen, was sie so sehr verdienen, stärkende Erholung und Rast zu gönnen“; vgl. Götz, W. (Hrsg.): Der Briefwechsel von Johann Bar-



- tholomäus Trommsdorff (1770–1837). In: Acta Historica Leopoldina Nr. 18, 1. Lfg. (1987), S. 27. Brief von J. W. Becker an Trommsdorff vom 22.02.1833.
- [61] Wie Anm. 42.
- [62] Wie Anm. 11.
- [63] Ebenda.
- [64] Wie Anm. 15.
- [65] Wie Anm. 16.
- [66] Wie Anm. 3, S. 35.
- [67] Wie Anm. 16.
- [68] Brief von M. Hoyer ohne Datum, vermutlich 1795 [FATr].
- [69] Brief von M. Hoyer vom 19.01.1796 [FATr].
- [70] Darauf deutet auch ein an Trommsdorff gerichteter Brief von Marthas Vater hin, in dem er schrieb: „Das andere Schreiben, so mir mein Sohn von Ihnen überbracht hat, ist von mir und meiner Frau mit wahrer Zufriedenheit und Vergnügen durch lesen worden. Wir haben daraus Ihre wahre, freundschaftliche und ernstliche Gesinnung vernommen.“ Siehe Brief von Daniel Friedrich Hoyer an Trommsdorff vom 08.01.1796 [Orig. B., SPK].
- [71] Friedrich, Götz (1996), wie Anm. 1, S. 86.
- [72] Brief von Schweigger-Seidel aus Halle, vermutlich im frühen Sommer 1829 geschrieben [Orig. B., SPK].
- [73] Wie Anm. 42.
- [74] Brief von M. Hoyer, vermutlich vor dem 15.05.1796 geschrieben [FATr].
- [75] Brief von M. Hoyer, vermutlich ebenfalls vor dem 15.05.1796 geschrieben [FATr].
- [76] Brief von M. Hoyer vom 26.05.1796 [FATr].
- [77] Brief von M. Hoyer vom 10.06.1796 [FATr].
- [78] D. h. vor dem 29. September.
- [79] Brief von M. Hoyer vom 30.08.1796 [FATr].
- [80] Brief von M. Hoyer vermutlich vor dem Kirchweihfest 1796 geschrieben [FATr].
- [81] Micheli; gemeint ist wahrscheinlich der Gründonnerstag oder auch Michel pfingstag 1796, also der 24. März; vgl. Grotefend, H.: Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 5. Aufl. Hannover 1922, S. 80 und 148.
- [82] Brief von M. Hoyer vom 20.01.1796 [FATr].
- [83] Wie Anm. 52.
- [84] Wie Anm. 26, S. 6.
- [85] Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. v. J. Schmidt, 3 Bde., Bd. 3. Friedrich Hölderlin, Die Briefe, Briefe an Hölderlin, Dokumente. Hrsg. v. J. Schmidt in Zusammenarbeit mit W. Behschnitt. Frankfurt am Main 1992, S. 580.
- [86] Brief von M. Hoyer ohne Datum vermutlich vor dem 10.08.1795 geschrieben [FATr].
- [87] Gemeint ist J. B. Trommsdorffs Schwester Martha Dorothea (1774–1858).
- [88] Brief von M. Hoyer vom 06.03.1796 [FATr].
- [89] Vgl. Brief Bettina Brentanos an Goethe vom 09.01.1808. In: Bettina von Arnim. Werke und Briefe, 5 Bde. Hrsg. v. G. Konrad. Frechen 1959–1961. Bd. 5: Der originale Briefwechsel Bettinas mit Goethes Mutter und Goethe. Hrsg. v. J. Müller. Frechen 1961, S. 15 ff.
- [90] Brief von M. Hoyer ohne Datum, vermutlich nach dem 30.08.1796 geschrieben [FATr].
- [91] Wie Anm. 42.
- [92] Z. B. wie Anm. 89. Bd. 2: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Hrsg. v. G. Konrad. 1959, S. 177 ff. oder Briefe von Susette Gontard an Hölderlin. In: Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 2. Hrsg. v. M. Knaupp. München 1992, S. 700 ff.
- [93] Vgl. hierzu Farge, A.: Praxis und Wirkung der Frauengeschichtsschreibung. In: Corbin, A., Farge, A., Perrot, M. [u.a.] (Hrsg.): Geschlecht und Geschichte. Ist eine weibliche Geschichtsschreibung möglich? Frankfurt am Main 1989, S. 42–47.
- [94] Viele Schüler Trommsdorffs erinnerten sich später stets voll Dankbarkeit an die Fürsorglichkeit Marthas und ihrer Schwiegermutter; s. Götz, W. (Hrsg.): Der Briefwechsel von Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837). In: Acta Historica Leopoldina Nr. 18, 1.–3. Lfg. (1987–1993) sowie 4. Lfg. [im Druck].
- [95] „Aus meinem Leben“. Erfurt 1. August 1832; ergänzt 1834 und 1836. Bl. 7 [FATr].
- [96] Ossietzki, M.: Männlichkeit, Naturwissenschaft und Weiblichkeit. Wege der Frauenforschung zu „Gender und Science“. In: Fiesler, B. u. Schulze, B. (Hrsg.): Frauengeschichte gesucht – gefunden? Auskünfte zum Stand der historischen Frauenforschung. Köln, Weimar u. Berlin 1991, S. 112–127. Zum Thema feministische Wissenschaftskritik vgl. Hickel, E.: Frauen und Naturwissenschaften. Gesammelte Vorträge zur feministischen Wissenschaftskritik. Braunschweig 1994 (Braunschweiger Veröffentlichungen zur Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften, Bd. 34); Orland, B. und Rössler, M.: Women in Science – Gender und Science. Ansätze feministischer Naturwissenschaftskritik im Überblick. In: Orland, B. u. Scheich, E. (Hrsg.): Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften. Frankfurt am Main 1995, S. 13–63.
- [97] Guentheroth, I.: „Dreyfache Veränderung“ und „Wunderbare Verwandlung“. Zu Forschung und Sprache der Naturwissenschaftlerinnen Maria Cunitz (1610–1664) und Maria Sibylla Merian (1647–1717). In: Brinkler-Gabler, G. (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. Bd. 2. München 1988, S. 197–221, hier S. 221.
- [98] Die Inanspruchnahme Marthas durch das Institut läßt sich erahnen anhand eines Briefes von Schweigger-Seidel, der in seinem Institut ebenso zahlreiche Schüler verköstigte. Er schreibt: „Wie groß die Opfer sind, welche ich durch diese Einrichtung bringe, kann Niemand besser ermessen als Sie, verehrter väterlicher Freund – aber mein gutes Weib murt nicht über die aufgelegten Lasten...“ Vgl. Brief von Schweigger-Seidel an Trommsdorff vom 29.01.1831 [Orig. B., SPK].
- [99] Schiebinger, L.: Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft. Stuttgart 1993, S. 331–336.
- [100] Vgl. Nasse, P.: Die Frauenzimmerbibliothek des Hamburger „Patrioten“ von 1724. Zur weiblichen Bildung in der Frühaufklärung. Stuttgart 1976, S. 332–334.
- [101] Ersch, J. S.: Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. 7 Bde. Leipzig 1822–1827 (Neudruck Hildesheim, Zürich u. New York 1982); hier Bd. 7 (1827), 8. Abth., S. 222–239.
- [102] Brief von Schweigger-Seidel/Halle ohne Datum [Orig. B., SPK].
- [103] Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist damit Heinrich Döring (1789–1862) gemeint. Zu näheren biographischen Angaben vgl. Friedrich, Ch. u. Götz, W. (Hrsg.): Der Briefwechsel von Johann Bartholomäus Trommsdorff (1770–1837). In: Acta Historica Leopoldina Nr. 18, 4. Lfg. [im Druck].
- [104] Brief von F. Goebel an Trommsdorff aus Jena vom 13.11.1824 [Orig. B., SPK].
- [105] Brief von Hermbstaedt an Trommsdorff vom 6.02.1831 [Orig. B., SPK]. Eigentlich heißt es: „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen, und sie werden sein ein Fleisch“; 1. Buch Mose, Kap. 2, Vers 24 oder „Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen und werden die zwei ein Fleisch sein“; Evangelium Matthäi. Kap. 19, Vers 5; vgl. auch Ev. Marci Kap. 10, Vers 7.
- [106] Wie Anm. 28, S. 52.

Anschrift des Verfassers:  
Dr. Hartmut Bettin  
Ernst-Moritz-Arndt-Universität  
Institut für Pharmazie  
Abteilung für Geschichte der Pharmazie/  
Sozialpharmazie  
Friedrich-Ludwig-Jahn-Str. 17  
D-17487 Greifswald

## Pharmaziehistorische Biennale vom 12. bis 14. Mai 2000 in Leipzig

Die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie wird ihre nächste Biennale im Jahre 2000 in Leipzig veranstalten. Sie steht unter dem Thema „Apotheker und Universität“. Schwerpunkte des Themas sind die Universitätsausbildung, die Hochschulforschung, Leben und Wirken bedeutender Hochschullehrer und die Entstehung und Entwicklung von Universitätsapotheken. Anmeldungen zu einem 30minütigen Vortrag werden bis zum 30. April 1999 an Prof. Dr. Christoph Friedrich, Institut für Pharmazie/Abteilung Geschichte der Pharmazie, Friedrich-Ludwig-Jahn-Straße 17, 17489 Greifswald, erbeten.



## Niklaus Stoecklin zeichnet das Basler Alchimistenlabor

Von Wolfgang-Hagen Hein, Bad Soden

Wundersam und erfreulich finde ich immer wieder folgende Nachricht: Am Grenzacher Horn wurde Niklaus Stoecklin in Kriegszeiten verhaftet, weil er einem Schmetterling folgte, der wie er selbst an keine Grenzpfähle dachte.

Ja, so war er, mein Freund Niklaus Stoecklin (1896–1982), der dem Realismus zugewandte Basler Maler. Er bewahrte sich bis ins Alter hin ein fast kindliches Staunen über die Wunder dieser Welt und verfolgte beim Malen auch die kleinsten Eigentümlichkeiten eines Gegenstandes, mit dem er sich beschäftigte. Den alten Meistern, besonders Konrad Witz, in Schärfe und Klarheit folgend, verband er Sachliches mit Hintergründigem. Die abstrakte Kunst unseres Jahrhunderts total ablehnend, entdeckte er das Schöne dieser Welt und verstand es, dieses seiner Mitwelt zu erschließen.

An diesen sensiblen Basler Künstler soll hier eine Federzeichnung erinnern, die Stoecklin 1927 zeichnete und die das alchemistische Laboratorium des von Joseph Anton Häfliger im gleichen Jahr gegründeten Schweizerischen pharmaziehistorischen Museums wiedergibt (Abb.1).

Das auf jeden Besucher anheimelnd wirkende Museum befindet sich im Hoftrakt des schon 1329 erwähnten Vorderhauses im Totengäßlein 3. Dieses Haus, das die berühmte Druckerfamilie Froben bewohnte, war vor allem in der Renaissancezeit ein kultureller Mittelpunkt Basels. Hier gingen Sebastian Brant, Johannes Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Johannes Oekolampadius und Paracelsus ein und aus.

Die Verbindung des Vorderhauses mit dem Hoftrakt, in dem die Sammlungen des Museums bewahrt werden, stellt eine im ersten Stockwerk befindliche spätgotische Hauskapelle dar. Sie ist neben der Hauskapelle des Bischofhofes die einzige in Basel erhaltene gebliebene Hauskapelle und „ein Meisterwerk von konstruktiver Geschlossenheit“<sup>1</sup>. Da keinerlei religiöse Einrichtungsgegenstände mehr vor-

handen waren, wurde sie zum Alchemistenlaboratorium umgewandelt. Dabei wurden eine Esse und ein Kapellenherd in den Raum eingebaut.

Stoecklin hat diesen Raum, der tatsächlich auch heute noch so wirkt, als sei er von Anfang an ein alchemistisches Labor gewesen, ohne jede

Verschwommenheit ganz nüchtern in seiner Realität gezeichnet. Man ahnt die Enge des Raumes, der nur 4,35 Meter in der Länge mißt und von dem einer der beiden Schlußsteine des Rippengewölbes, das den Raum überspannt, zu sehen ist. Die meisten der von Stoecklin gezeichneten Gerätschaften sind wie die Retorten und Destillierkolben über der Tür, die Destillierkolben mit Alembik auf dem Herd oder der große Basler Blasebalg aus dem 17. Jahrhundert auch heute noch vorhanden, so daß der Raum genauso wie damals wirkt. Das zeigen spätere Fotos<sup>2</sup>.

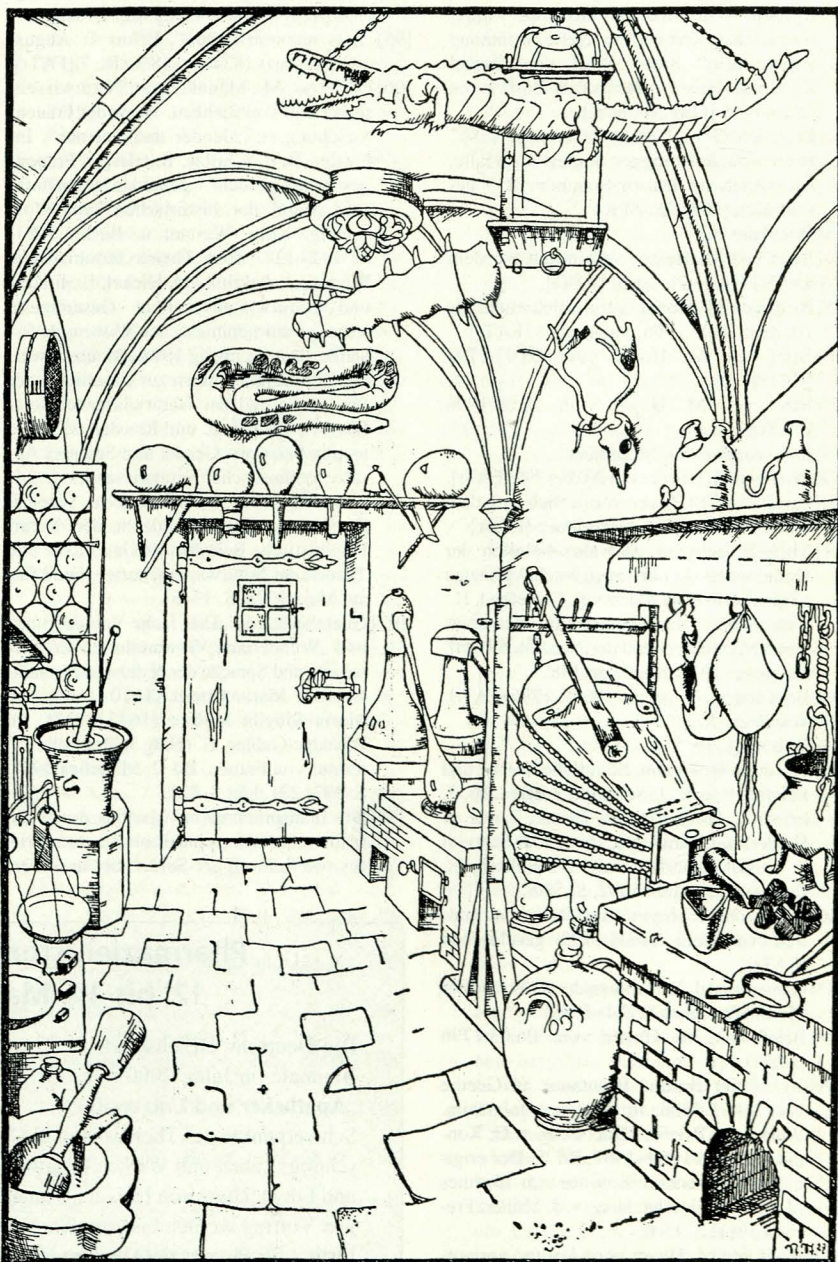


Abb.1: Das Basler Alchimistenlabor. Zeichnung von Niklaus Stoecklin aus dem Jahre 1927.



Allerdings hat man bis auf das an der Decke hängende Krokodil die Schaudrogen wie die Schlange, den Stoßzahn des Sägefisches oder den über dem Blasebalg hängenden Elchhuf entfernt. Das war richtig, da solche Schaudrogen in den Offizinen der alten Apotheken hingen und nicht im Laboratorium. Aber die Zeichnung Stoecklins demonstriert die ursprüngliche Konzeption Häfligers für diesen einstigen Kapellenraum, und da wollte der wohl etwas von dem magischen Fluidum, das diesen einstigen tierischen Drogen anhaftet, in das Gewölbe einkehren lassen.

Mit dem Museum in Basel, dessen Bestand und Geschichte Häfliger muster­gültig beschrieben hat<sup>3</sup>, setzte er sich ein bleibendes Denkmal. Stoecklin aber schuf ein Oeuvre, das ihm in Basel Zuneigung und Verehrung eintrug. Sicher bilden in ihm seine Ölbilder die Glanzpunkte<sup>4</sup>. Aber auch eine Zeichnung wie diese sollte nicht dem Vergessen anheim fallen.

- [3] Häfliger, J. A.: Pharmazeutische Altertums­kunde. Zürich 1931.  
[4] Birkhäuser, H.: Niklaus Stoecklin. Basel 1943.

Anschrift des Verfassers:  
Prof. Dr. Wolfgang-Hagen Hein  
Falkenstr. 56  
65812 Bad Soden

## Anmerkungen

- [1] Häfliger, J. A.: Pharmazeutische Altertums­kunde. Zürich 1931, S. 46.  
[2] Z. B. in: Mez, L.: Die Sammlung. Bd. 2, Basel 1974, S. 10.

## IGGP-Mitteilungen

### Persönliches

#### ■ Peter Heilmann, Mainz, wird 65

Am 9. Oktober 1998 feierte der Vizepräsident der Landesapothekerkammer Rheinland-Pfalz, Pharmazierat Peter Norbert Heilmann, seinen 65. Geburtstag. Der Jubilar ist Inhaber der Gautor-Apotheke in Mainz. Seit über 40 Jahren ist Peter Heilmann in seiner Heimatstadt und weit über deren Grenzen hinaus für den Berufsstand in zahlreichen Positionen tätig. Dabei ist die Ausübung des Heilberufs Apotheker für ihn stets Basis seiner vielfältigen ehrenamtlichen Tätigkeiten geblieben. Zentrales Anliegen von Peter Heilmann war und ist die Erhaltung und Fortentwicklung des Berufsbildes des Apothekers als Arzneimittelfachmann im klassischen Sinne. Dessen Charakter und Tugenden verkörpert er, lebt er vor.

Peter Heilmann wurde am 9. Oktober 1933 in Bad Homburg geboren. Er trat 1960 in die väterliche Gautor-Apotheke in Mainz ein. Seit 1972 ist er deren Alleininhaber. Auch eine der beiden Töchter ist in die väterlichen Fußstapfen getreten und steht ihm inzwischen als Weiterzubildende zur Seite.

Schon als junger Apotheker vor nunmehr vier Jahrzehnten unterrichtete Heilmann Apothekerpraktikanten in

Rhein Hessen nach der früheren Ausbildungsordnung. Nach Änderung der Approbationsordnung übernahm er mit Umsicht und Geschick wesentliche Teile der jetzt vorgeschriebenen begleitenden Unterrichtsveranstaltungen sowie weitergehende betreuende Maßnahmen für Pharmazeuten im 3. Ausbildungsabschnitt. Als Mitglied der Prüfungskommission für den 3. Abschnitt des pharmazeutischen Staatsexamens genießt er den Ruf, anspruchsvoll und fair zu sein. Seine hervorragenden Kenntnisse auf dem Gebiet der Pharmaziegeschichte führten 1973 an der Universität Mainz zu einem Lehrauftrag für „Geschichte der Naturwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung der Pharmazie“. Im Jahr 1981 folgte der Auftrag zum Kurs für medizinische und pharmazeutische Terminologie. Sein Eintreten für berufsständische Belange läßt sich zurückverfolgen bis in das Jahr 1960, wo er im Bezirksapothekerverein und später im Landesapothekerverein 14 Jahre lang in verschiedensten Funktionen bis hin zum Vorsitz wirkte. Sein Engagement bei der Landesapothekerkammer Rheinland-Pfalz geht auf das Jahr 1967 zurück, als er Mitglied der Vertreterversammlung und auch sofort des Vorstandes wurde. Seit 1981 hat er zudem das Amt des Vizepräsidenten inne. Mit seinem Können und Wissen, gepaart mit einem unermüdlichen Fleiß hat er alle Arbeitsbereiche der Kammer geprägt und innovativ beeinflusst. In sein Einsatzspektrum, ver-

knüpft mit Ämtern in verschiedensten Kammergremien, gehören insbesondere alle Aus-, Fort-, Weiterbildungs- und Rechtsfragen. Zu letzterem mag beispielhaft das Betäubungsmittelrecht genannt werden, welches er der Nachbardiziplin, nämlich den Ärzten, in Vorträgen und Seminaren verständlich macht. Auch als ehrenamtlicher Pharmazierat bei der Bezirksregierung Rhein Hessen-Pfalz sind seit 1968 sein kollegialer Rat und sein fachkundiges Urteil sehr gefragt.

Neben all diesen, nur cursorisch gestreiften Funktionen steht Heilmann in seiner uneigennütigen Art noch zahlreichen speziellen Einrichtungen des Apothekerstandes, internationalen wissenschaftlichen Gesellschaften und kommunalen Organisationen mit Rat und Tat zur Verfügung. Seitens des Berufsstandes wurde Heilmann 1982 für seine fachlichen Verdienste durch die Verleihung der Lesmüller-Medaille geehrt. 1989 empfing er aus der Hand des damaligen Gesundheitsministers von Rheinland-Pfalz, Dr. Alfred Beth, das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Auch im Bewußtsein der Bescheidenheit des Jubilars, der jegliches Aufheben um seine Person scheut, muß an dieser Stelle noch einmal betont werden, daß ohne sein selbstloses Engagement, seine mitreißende Art, anzupacken, wo es notwendig ist, zahlreiche Aktionen und Dienstleistungen der Kammer nicht realisierbar gewesen wären.



Die Apothekerschaft des Landes Rheinland-Pfalz und viele weitere Kolleginnen und Kollegen gratulieren in dieser Dankbarkeit Peter Heilmann von ganzem Herzen und wünschen ihm Gesundheit, Schaffenskraft und weiterhin seinen unverwüstlichen, herzerfrischenden Humor im Beruf, Ehrenamt und Privatleben für viele weitere Lebensjahre.

*Dr. Hartmut Schmall  
(aus: DAZ Nr. 41 vom 08.10.1998)*

\*

Apotheker **Dr. Egon Mannetstätter**, Schmalhalden, beging am 9. November 1998 seinen 60. Geburtstag.

Eine ausführliche Laudatio wurde in der DAZ Nr. 45 vom 05. 11. 1998 veröffentlicht.

## Auszeichnungen Akademische Nachrichten

Am Neujahrstag 1999 feierte **Prof. François Ledermann**, Leiter der Schloß-Apotheke in Bern, ehemaliger Präsident der Schweizer Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, korrespondierendes Mitglied der DGGP und Vizepräsident der IGGP, seinen 50. Geburtstag. Die deutschen Pharmaziehistoriker gratulieren ihrem Schweizer Kollegen und wünschen ihm weiterhin Gesundheit und Freude an der pharmaziegeschichtlichen Arbeit. Ledermann wurde 1978 in Paris mit einer Dissertation über die Arzneimitteldispensation im Kanton Neuenburg (Neuchâtel) promoviert und widmete sich in den folgenden Jahren neben Studien zur Geschichte der Psychopharmaka seiner Leidenschaft, der Kosmas-und-Damian-Forschung. Zum 150. Jahrestag der Gründung des Schweizer-Apotheker-Vereins edierte Ledermann die zweisprachige Schweizer Apotheker-Biographie, zu der er selbst zahlreiche Artikel beitrug. Ledermann pflegt durch seine Trilinguität stets engste Verbindung zu den italienischen, französischen und deutschen Pharmaziehistorikern, wobei fachliche Kontakte nicht selten in Freundschaften mündeten. Der Jubilar konnte bislang zahlreiche Schüler zur pharmaziehistorischen Dissertation führen und übertrug einer seiner ersten Doktorinnen, der Kantonsapothekerin Regula Willi, die Leitung der mit etwa 270 Mitgliedern erstaunlich starken SGGP (DGGP ca. 750 Mitglieder).



**Prof. Dr. F. Ledermann (l.) und P. Julien (r.).**

Mit der Schließung der Pharmazie an der Universität Bern vor wenigen Jahren entfiel jedoch die institutionelle Verankerung der Schweizer Pharmaziegeschichte und ihrer wissenschaftlichen Identifikationsfigur, so daß die universitäre Zukunft des 5. Faches in der Schweiz keineswegs gesichert scheint. Das Problem der im Vergleich zur Medizingeschichte mangelhaften Institutionalisierung bedeutet eine latente Bedrohung der Pharmaziegeschichte und kann nur durch ein hohes Maß an Idealismus und wissenschaftlichem Engagement historisch ambitionierter Pharmazeuten kompensiert werden. François Ledermann steht beispielhaft für dieses Wirken und wurde während des Jahreskongresses der SGGP in Fribourg durch den eigens aus Oslo angereisten Präsidenten der IGGP, Prof. Yngve Torud, hierfür mit der Schelenz-Plakette ausgezeichnet. Wir beglückwünschen ihn zu dieser Ehrung und freuen uns auf eine Fortsetzung der deutsch-schweizer pharmaziehistorischen Kooperation.

*Frank Leimkugel*

## ■ Würzburger Förderpreis für Phytotherapie vergeben

**Am 11. Dezember 1998 wurde zum zweiten Mal der mit insgesamt 12 000 Mark dotierte „Würzburger Förderpreis für Phytotherapie“ vergeben. Er ist für hervorragende Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte der Phytomedizin vorgesehen. Der Förderpreis wurde 1996 von Dorothea Maiwald gestiftet und soll alljährlich verliehen werden.**

Den ersten Preis (6000 Mark) erhielt diesmal Apotheker Dr. Thomas Richter, Lehrbeauftragter für Geschichte der Medizin an der Universität Würz-

burg, für seine fächerübergreifende Dissertation zur Kulturgeschichte der Melisse. Die Arbeit entstand sowohl am Institut für Geschichte der Medizin (Vorstand: Prof. Dr. Dr. Gundolf Keil) als auch am Lehrstuhl für Pharmazeutische Biologie (Vorstand: Prof. Dr. Franz-C. Czygan). In seinen Untersuchungen hat Richter geisteswissenschaftliche mit naturwissenschaftlichen Aspekten verknüpft. So konnte besonders deutlich gemacht werden, daß eine Arzneipflanze nicht nur Objekt der Naturwissenschaften und der Medizin, sondern auch der Kunst- und Kulturgeschichte ist.

Mit dem zweiten Preis (4000 Mark) wurde Dr. Michael Freyer, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kulturgeschichte der Universität Erlangen-Nürnberg, für seine Untersuchungen zur Geschichte europäischer Arzneipflanzen ausgezeichnet. Den dritten Preis (2000 Mark) bekam Privatdozent Dr. Dominik Groß vom Würzburger Institut für Geschichte der Medizin für seine Habilitationsschrift über Beziehungen mittelalterlicher und neuzeitlicher Wundärzte zur Phytotherapie. In den bei der Verleihung gehaltenen Reden (u.a. vom Vizepräsidenten der Universität Würzburg, Prof. Dr. med. Jobst Böning) wurde verschiedentlich betont, wie wichtig fächerübergreifende Arbeiten der ausgezeichneten Art seien. Denn leicht bestände heute die Gefahr, daß Forscher gerade wegen der oft notwendigen Spezialisierung zu gelehrten Ignoranten werden. Man weiß immer mehr über immer weniger, schließlich alles über nichts. „Barbaren des Spezialistentums“ nennt sie Ortega y Gasset bereits 1929 in seinem philosophischen Werk „Aufstand der Massen“. Deshalb ist es außerordentlich wichtig, nicht nur dem Würzburger Institut für Geschichte der Medizin trotz allgemeinen Geldmangels alle Arbeitsmöglichkeiten zu sichern. Auch im Bereich der Würzburger Naturwissenschaften sollte ein fakultätsübergreifender Lehrstuhl für Wissenschaftsgeschichte neu etabliert werden.

*Franz-Christian Czygan, Würzburg  
(aus DAZ Nr. 1 vom 7.1.1999)*

\*

Apotheker **Horst Skopp**, Bielefeld-Sennestadt, wurde von der estnischen Botschaft in Bonn mit der Ehrenmedaille der medizinischen Fakultät der



Universität Tartu ausgezeichnet. Der estnische Botschafter überreichte Skopp und seiner Ehefrau Margret die Medaille in Bonn. Damit wurde das Engagement des Ehepaars in Sachen Medikamententransporte nach Estland gewürdigt. Die gespendeten Arzneimittelpackungen wurden vor ihrer Reise alle auf ihre Verwendungsfähigkeit und Haltbarkeit überprüft. Bislang waren es 14 Transporte, ein weiterer ist noch für dieses Jahr geplant. Dank der Mithilfe der pharmazeutischen Industrie und einiger Ärzte konnten mittlerweile gespendete Arzneimittel und medizinische Geräte im Wert von über fünf Millionen Mark nach Estland gebracht werden.

(aus DAZ Nr. 41 vom 08.10.1998)

Der emeritierte Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Universitätsprofessor Dr. med. Dr. med. h.c. **Hans Schadewaldt** wurde auf der letzten Jahrestagung der „Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaften und Technik“ in Wolfenbüttel einstimmig zum Ehrenmitglied dieser Gesellschaft gewählt.

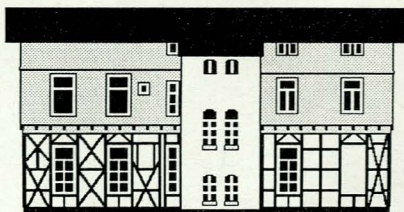
## Sonstiges

### ■ Institut für Geschichte der Pharmazie, Marburg

**Allen, die mitgewirkt oder auch nur mitgebanzt und die Daumen gedrückt haben, sei mitgeteilt:**

Auf seiner Sitzung am 3. Februar 1999 hat der Fachbereichsrat Pharmazie der Philipps-Universität Marburg, seinen diesbezüglichen Beschluß vom 23. April 1997 revidierend, einstimmig entschieden, die mit dem Sommersemester 2000 freiwerdende C4-Professur für Pharmaziegeschichte wieder für Pharmaziegeschichte auszuscheiden.

Dieser Beschluß ging nicht zuletzt auf die Intervention des Präsidenten der Philipps-Universität, Prof. Dr. Werner Schaal, zurück, der bereits am 3. Juli 1997 dem Fachbereich mitgeteilt hatte: „Vorbehaltlich einer Befassung des Studienausschusses mit dem Strukturplan weise ich allerdings bereits jetzt darauf hin, daß ich mit der Eliminierung des Faches Geschichte



Das Marburger Institut

der Pharmazie nach Freiwerden der Professuren im Jahr 2000 [F. Krafft] bzw. 2004 [P. Dilg] nicht einverstanden sein kann. Diese Absicht kommt für mich umso überraschender, da der Fachbereichsrat erst Ende letzten Wintersemesters beschlossen hat, das Fach Geschichte der Pharmazie in jedem Falle zu erhalten. Zu der Bedeutung dieses Institutes hat der Fachbereich Ausführungen gemacht, denen ich nichts hinzuzufügen habe. Als einer der an der Philipps-Universität vertretenen „kleinen Fächer“ leistet das Institut seinen eigenen, besonderen Beitrag zum Profil der Universität. Ich rege daher an, daß sich der Fachbereichsrat noch einmal mit dieser Angelegenheit befaßt und seinen Beschluß über-

denkt.“ – Und er hatte mehrmals dieses „Überdenken“ angemahnt.

Nächst größter Dank gebührt der gegenwärtigen Dekanin, Prof. Dr. Susanne Klumpp, die sich die im Sinne der Pharmaziegeschichte positive Lösung des Problems zu ihrer Aufgabe gemacht und diese tatkräftig auf den verschiedensten Ebenen innerhalb des Fachbereichs angepackt hatte.

Zur Zustimmung einer Weiterführung der in der Welt einzigartigen Institution für Pharmaziegeschichte, deren Bedeutung und Kompetenz der Fachbereich im Rahmen der Diskussion eines Strukturplanes durchaus anerkannt hatte, hat letztlich beigetragen, daß den Plänen des Fachbereichsrates, die Professuren im Zuge einer Neustrukturierung des Fachbereichs in solche für ein (kostenträchtiges) experimentelles Fach umzuwidmen, seitens der Universitätsspitze keine Realisierungschance eingeräumt wurde. Es müsse vielmehr mit dem Verlust der Stellen gerechnet werden, wenn die Pharmaziegeschichte nicht als Fach weitergeführt würde.

## Einladung zur Mitgliederversammlung 1999

### Assemblée générale General meeting

Die Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.  
Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie  
International Society for the History of Pharmacy

veranstaltet ihre Mitgliederversammlung,  
zu der alle Mitglieder hiermit eingeladen werden,  
am **Mittwoch, den 20. Oktober 1999** um **10.30 h** im  
**Stabilimento Chimico Farmaceutico Militare**  
(via R. Giuliani, 201, Florenz) teilzunehmen.

#### Tagesordnung

1. Bericht des Präsidenten
2. Bericht des Schatzmeisters
3. Berichte der Landesgruppenleiter bzw. Mandatäre
4. Jahresberichte der Beauftragten der Gesellschaft
  - a) Generalsekretär
  - b) Beauftragter für die Bibliothek
  - c) Redakteur der Gesellschaftsveröffentlichungen
5. Beschlüsse über Anträge
6. Entlastung des Vorstandes
7. Wahl des Vorstandes nach der neuen Satzung
8. Verschiedenes

Anträge und Wahlvorschläge von Mitgliedern müssen satzungsgemäß bis zum 1. August 1999 schriftlich vorliegen. Sie sind an den Präsidenten zu richten und an das **Sekretariat der Gesellschaft, Apotheker Dr. Gerald Schröder, Graf Moltkestr. 46, D-28211 Bremen**, einzureichen.

Yngve Torud, Präsident



34<sup>o</sup>

## Congresso Internazionale di Storia della **Farmacia**

Palazzo degli Affari

Firenze, 20 / 23 Ottobre 1999

34th International  
Meeting on the History  
of Pharmacy

Florence,  
20 / 23 October 1999

Centro Internazionale  
Congressi

Programm und weiter Auskünfte:

Promo Leader Service S.r.l. · Via della Matonaaria, 17 · I-50121 Firenze

Tel. +39-055 24.11.31-24.37.55 · Fax +39-2 342929+39 · E-Mail: plscongressi@dada.it

Den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (DGGP) wird Ende Februar das vollständige Programm zugesandt.

34. Internationaler  
Kongreß zur  
Geschichte der  
Pharmazie

Florenz,  
20 / 23 Oktober 1999

Centro Internazionale  
Congressi

### Geschichte der Pharmazie

DAZ BEILAGE

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V. und Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.

„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989 „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“, erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheken Zeitung“.

Verantwortlich für den Inhalt:

Prof Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und Kulturgeschichte in Heidelberg e.V., Friedrichstraße 3, 69117 Heidelberg, unter Mitarbeit von Dr. Frank Leimkugel, Mülheim, und Prof. Dr. Armin Wankmüller, Tübingen (für die IGGP-Mitteilungen).

Redaktionelle Bearbeitung: Dr. Ingrid Hanke, Heidelberg.

Herausgeberbeirat: Dr. K. H. Bartels, Lohr; Dr. W. Dressendörfer, Bamberg; Prof. Dr. Ch. Friedrich, Greifswald; Dr. K. Meyer, Oelde; Prof. Dr. A. Wankmüller, Tübingen.

Bei Einzelbezug jährlich 18,- DM (zzgl. Porto).

Einzelheft 9,- DM zzgl. Porto) (einschließlich der gesetzlichen Umsatzsteuer).

Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrechts-Gesetzes ist unzulässig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 1999 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart.  
Printed in Germany. ISSN 0939-334X.